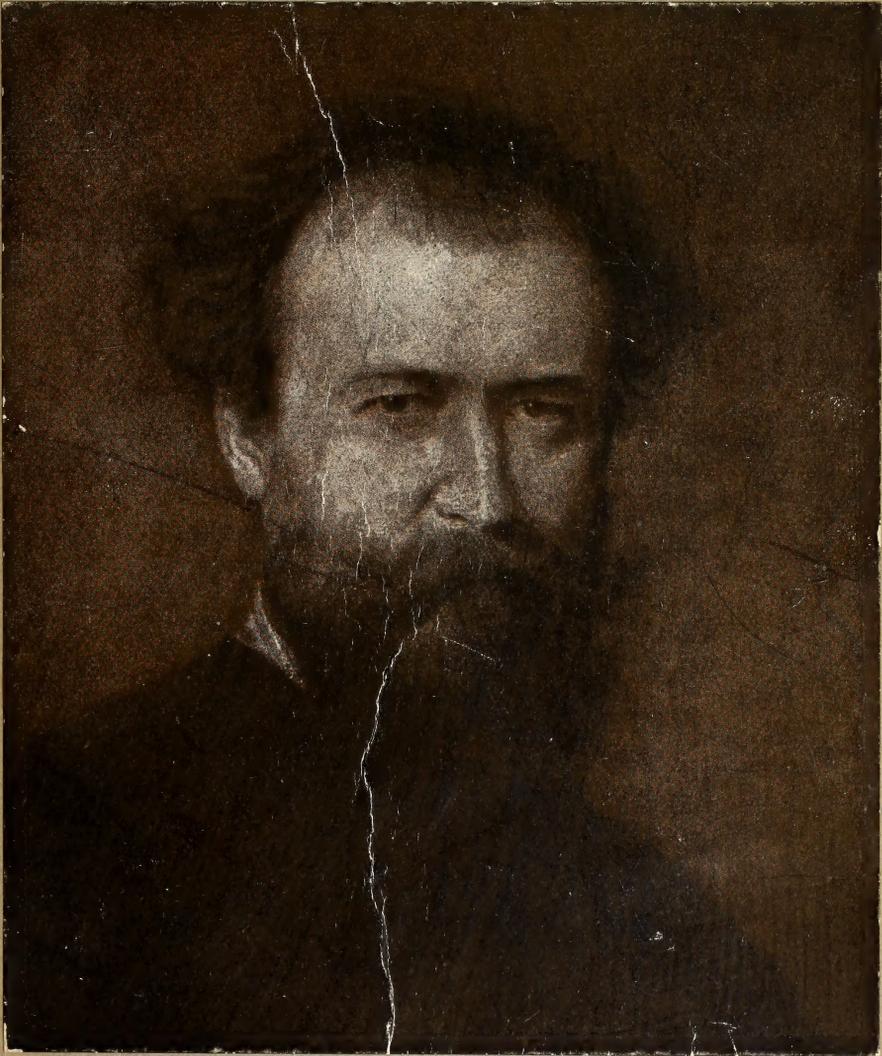


Wilhelm Busch



Velhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 141

Umschlagbild: Wilhelm Busch
Gemälde von Franz von Lenbach
(Verlag von J. Brudmann, A. G., München)

4 257

Wilhelm Busch

Von Carl W. Neumann

Mit 88 Abbildungen

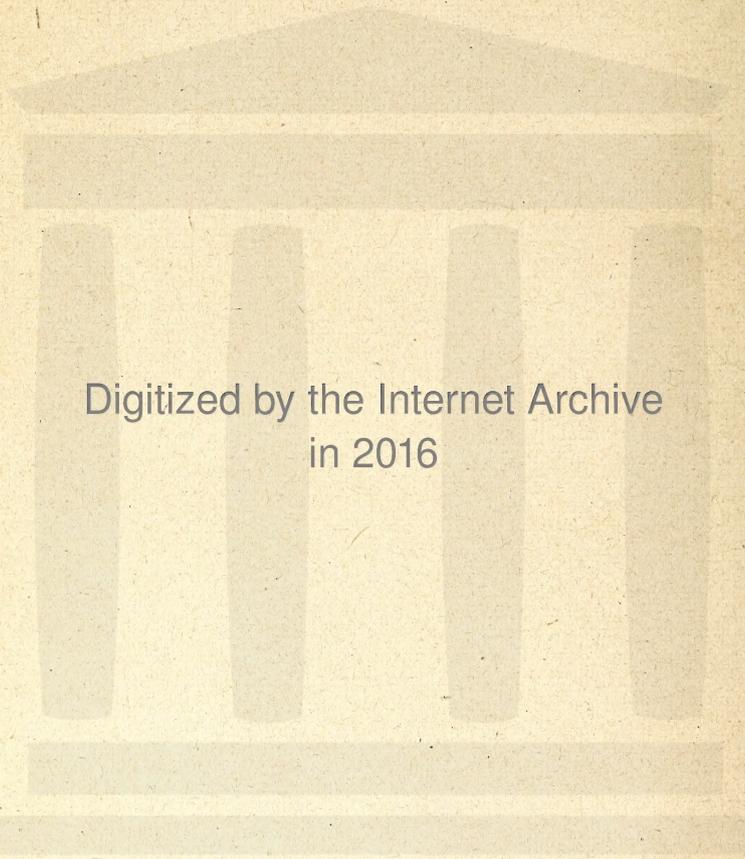
Dritte Auflage



1921

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing



Digitized by the Internet Archive
in 2016

<https://archive.org/details/wilhelmbusch00neum>

Wilhelm Busch

Jeder Gebildete kennt Wilhelm Busch aus dem einen oder anderen seiner fröhlichen Werke, aber verhältnismäßig wenige haben sich zu der Erkenntnis schon durchgerungen, daß Meister Busch sehr viel mehr als ein bloßer kurzweiliger Spaßmacher, daß er als Dichter ein Philosoph, als Zeichner ein genialer Künstler und als Mensch allen Schrullen und Wunderlichkeiten zum Trotz eine prachtvoll in sich geschlossene Persönlichkeit war. Der biedere deutsche Philister, den er so lustig am Ohrläppchen zauste, freut sich mit seinen Kindern über die tollen Streiche von Max und Moritz oder Hans Hucklebein, amüsiert sich königlich bei der Lektüre der Knopp-Trilogie oder der Frommen Helene, schmunzelt vergnüglich, wenn immer von neuem die Bosheit über die Tugend den Sieg davonträgt, und tröstet sich schließlich als braver Familienvater im Sinne des noch viel braveren Onkel Nolte:

Ei ja! — da bin ich wirklich froh!

Denn, Gottseidank! Ich bin nicht so!!

Gewiß, was der Wilhelm Busch da in guter Laune zusammengereimt hat, ist spaßhaft und kurzweilig zu lesen, und was er an netten Bildern dem Texte hinzugefügt, ist nicht minder ergötzlich. Aber Kunst? Wirkliche, ernsthafte Kunst? Dazu sind doch die Bildergeschichten ein bißchen zu harmlos, zu sehr nur auf Augenblickswirkung berechnet.



Das Geburtshaus Wilhelm Buschs in Wiedensahl. Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg

Bis um die Mitte der achtziger Jahre war das nicht bloß die Ansicht des deutschen Philisters, sondern auch die der berufenen Kunstkritiker und Kunstgelehrten. Wilhelm Buschs *Bilderbogen* und *Bildergeschichten*, die in immer neuen Auflagen erschienen, wurden gekauft und mit Wonne gelesen, zahlreiche Reime aus seinen Büchern bekamen Flügel und schwirrten von Mund zu Mund als prägnante, unglaublich leicht im Gedächtnis haftende Ausdrucksformen der Lebensweisheit, aber im übrigen — nur nicht den Mann überschätzen, der zwar das Gebiet der naiven, harmlosen Karikatur gar nicht übel beherrschte, dem aber offenbar doch alles Zeug zur bedeutenden, ganz großen Künstler-schaft fehlte. Ein akademisch geschulter Maler, der wirklich was kann, pflegt sich sonst mit der Schöpfung so leichter Konturwesen nicht auf die Dauer zufrieden zu geben.

Auch noch von anderer Seite suchte man Busch in die Schranken zu weisen. Da er in einzelnen seiner *Bildergeschichten* satirisch geworden — im „Heiligen An-

in dieser Beziehung der sonst so vortreffliche „Auch-Einer“-Bischer, der den „geschickt-ungeschickten“ Wilhelm Busch im Jahre 1881 — man höre und staune! — als Pornographen entlarvte. In den Versuchungsbildern zum Heiligen Antonius sollte die Formengebung nicht nur das Ziel des Pikanten, sondern darüber hinaus auch den Wunsch noch erkennen lassen, „Leuten, die dafür Sinn haben, ein meckerndes Bocksgelächter zu entlocken“. Höchst wahrscheinlich sei dem alten Ästhetiker bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen, meinte der Angegriffene fünf Jahre später in seiner geistreichen Plauderei „Was mich betrifft“ und schob damit lächelnd die unfreiwillig komische Brandmarkung beiseite. „Wer mit seinen Kunstkindern bei Sonnenschein im Freien spazieren geht, muß eben erwarten, daß ihm allerlei neckisches Zeug um die Ohren schwirrt.“



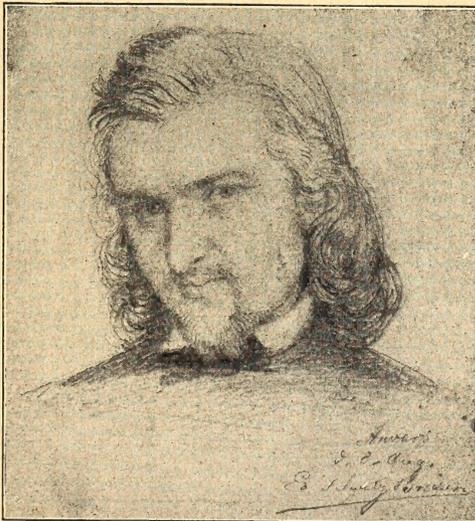
Schattenriß Buschs in jungen Jahren. Von
Ed. Schulz-Briesen (Zu S. 27)

tonius“ wie im „Pater Filuzius“ und der „Frommen Helene“ —, so fehlten natürlich auch nicht jene frömmelnden Litteraturtanten, die „den prüfenden Tugendblick lieber nach außen als nach innen richten“ und dem ein für allemal als Humoristen abgestempelten Dichterzeichner satirische Seitensprünge energisch verwiesen. Das Köstlichste leistete sich

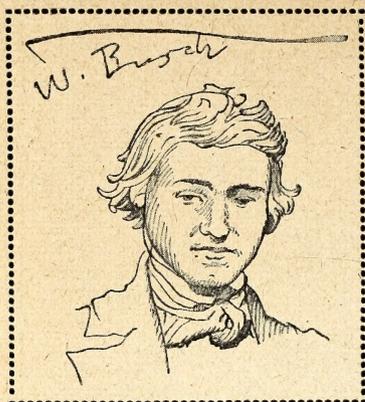


Wilhelm Busch. Gezeichnet von Ed. Schulz-Briesen. Antwerpen 1851 (Zu S. 27)

Die Erkenntnis, daß Wilhelm Busch doch viel mehr als ein kurzweiliger Schalk oder Späzmacher sei, brach erst durch mit dem Ende der achtziger Jahre, als schon mit Ausnahme seiner Prosadichtungen „Eduards Traum“ und „Der Schmetterling“, sowie des hübschen Gegenstücks zur „Kritik des Herzens“, des feinen Bilderbuchsohnebilder „Zu guter Letzt“, seine sämtlichen (vor seinem Tode veröffentlichten) Werke erschienen waren. Ein Hauptverdienst hatte daran unzweifelhaft Eduard Daelen, dessen lustige Streitschrift über „Wilhelm Busch und seine Bedeutung“ unzähligen mittelbar oder unmittelbar die Augen geöffnet hat. Mag sein, daß dem Gefeierten vieles



Wilhelm Busch. Zeichnung nach dem Leben von Ed. Schulz-Briesen. Aus der Antwerpner Zeit (Zu S. 27)



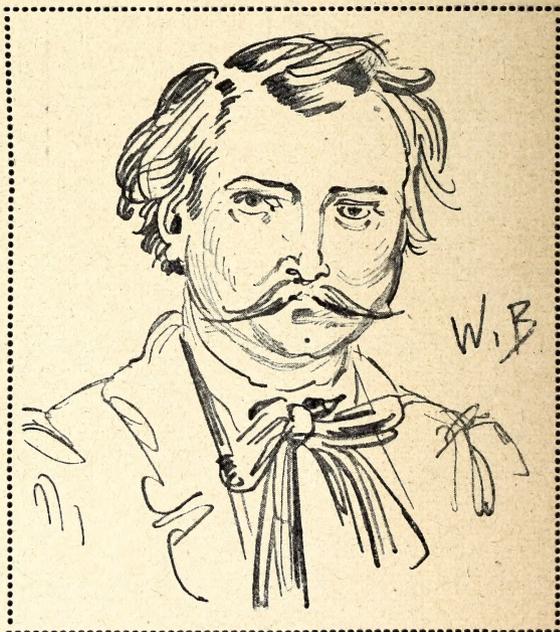
Erik Bachmann, der Sohn des Müllers in Gergözen und langjährige Freund Wilhelm Buschs. Bleistiftzeichnung von Wilhelm Busch

darin nicht gepaßt hat, wie uns sein Neffe Hermann Möldeke später versicherte und wie aus den Briefen an Eduard Daelen hervorgeht, vor allem die unnötig scharfen persönlichen Angriffe auf seine Gegner und die übertrieben begeisterte Einschätzung seiner Lebensarbeit, so daß ihm die Schrift „immer ärgerlich“ war; dem aber konnte er sich doch wohl schwerlich verschließen, daß dieses Daelensche Buch daran hochgradig mithalf, wenn in der Folge von Jahr zu Jahr eine immer größere Leserschaft seine heitere Kunst durchaus ernst nahm.

In ihre dritte und letzte Phase jedoch trat die Wertschätzung Buschs erst seit jenem denkwürdigen 9. Januar 1908, da

von dem stillen Pfarrhause zu Mechtshausen im südlichsten Zipfel des alten Amtes Bockenem (Regierungsbezirk Hildesheim) die Nachricht ausging, der sechsundsiebzigjährige Meister des Stifts und des Worts sei gestorben.

Wilhelm Busch? Man mußte sich erst mal besinnen. Richtig, sechs Jahre früher war ja durch alle Zeitungsblätter ein mächtiges Rauschen gegangen, und aus diesem Rauschen war damals die Meldung herausgeklungen, daß sich der Alte, den man schon lange für tot und begraben hielt, irgendwo in der Nähe der waldigen Harzberge in einem nicht mal im Kurzbuch verzeichneten Dörfchen aufhalte und dort bei Verwandten im Dunkelstübchen ein friedsam-beschauliches Stilleben führe. Ein paar Verehrer hatten den Alten in seiner ländlichen Einsamkeit aufgestöbert, mußten dieses und jenes von ihm zu erzählen und meldeten insbesondere das erfreuliche Faktum, daß Wilhelm



Selbstbildnis Wilhelm Buschs
Bleistiftzeichnung um 1850—55 (?)

Pissis von Achler zu Brunnaburg



Karikatur auf Theodor Pissis, Buschs Alters- und Studiengenossen, den damaligen Präsidenten des „Jung-München“-Vereins. Aus dem Karikaturenbuch der ehemaligen geselligen Künstler-Vereinigung „Jung-München“ (Zu S. 27 ff.)



Aus dem Karikaturenbuch der ehemaligen geselligen Künstler-Vereinigung
„Jung-München“ (Zu S. 27 ff.)

Busch trotz der Zahl seiner Jahre noch lange nicht an den redlichen Lamm des vor-
trefflichen Johann Heinrich Voß er-
innere, sondern ausnehmend frisch
und lebendig sei. Was den Gefeier-
ten aber nicht hinde-
rte, unmittelbar
nach dem Trubel
des siebzigsten Ge-
burtstags wieder
ins Schneckenhaus
seiner Wunder-
lichkeit zurück zu
kriechen und alle
neugeknüpften Fä-
den zwischen sich
und der Außen-
welt wieder abzu-
schneiden. Als der

fünfundsiebzigste Geburtstag herankam, floh er rechtzeitig nach Münster in Westfalen, freute sich dort am Erwachen des Frühlings und kehrte erst heim in sein stilles Harzdorf, als der Glückwunschregen sein Ende erreicht hatte.

Jetzt also war Wilhelm Busch, der so vielfach schon Totgesagte, tatsächlich gestorben. Nun konnte man demnach getrost aus dem Lebenswerk des zur Ruhe gegangenen Zeichners und Dichters die Summe ziehen, ohne befürchten zu müssen, daß der an sich Unberechenbare die Welt noch durch ein neues Werk überraschen könne. „Zu guter Letzt“ hatte der Titel jener späten Auslese seiner Gedichte gelautet, in seinem „Dank und Gruß“ vom April 1907 hatte er schon dem Fährmann von drüben still resigniert mit dem Hut in der Hand zugewinkt, und in einem Geleitgedicht zur Festausgabe der Frommen Helene hieß es mit einem prophetischen Ausblick:

Wir selbst ist so, als müßt ich bald verreisen . . .
Als müßt ich endlich mal den Ort verändern
Und weiter ziehn nach unbekanntern Ländern.
Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh zur See,
Und somit, Lenchen, sag ich dir Ade!

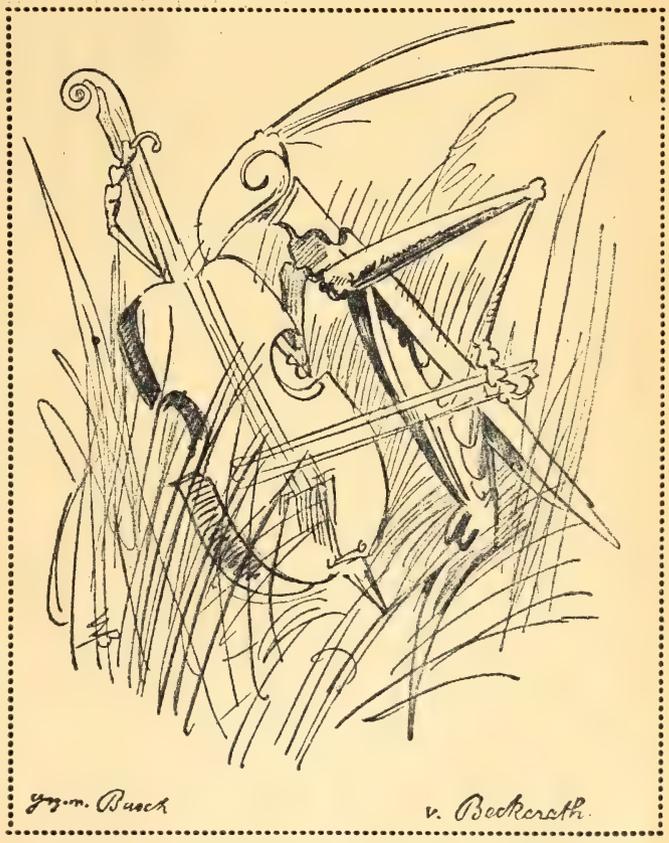
So spricht man nicht, wenn man noch Manuskripte im Pult und die Absicht im Kopf hat, sie herauszugeben. So konnte nur einer sprechen,

der lange, bevor er dann wirklich zur See ging, sein Lebenswerk als abgeschlossen betrachtete.

Es kam aber dennoch ganz anders. Auf „Zu guter Letzt“ folgte noch ein „Hernach“, ein lustig philosophierendes Bilderbuch mit nicht minder lustigen nachdenklichen Versen, dessen eingeseigeltet druckfertiges Manuskript der Meister seinem Nefen, dem Pastor Otto Koldewe, schon im Frühjahr 1905 mit dem Bemerkten übergeben hatte, es könne nach seinem Tode veröffentlicht werden. Und auf „Hernach“ folgten noch so viele Veröffentlichungen von Bildern und Versen, daß sich sogar die offizielle Kunstgeschichte genötigt sah, ihr Urteil über das Lebenswerk Wilhelm Buschs einmal gründlich zu überprüfen.

Im Frühjahr 1908, bald nach dem Tode des „Danstgl im Hinterwald“, wie er sich selbst einst bezeichnete, faßten die Inhaber einer Münchner Kunsthandlung den löblichen Plan, eine Wilhelm-Busch-Ausstellung zu veranstalten, die F. A. Kaulbach, der Freund Wilhelm Buschs, ordnete.

Man forschte bei den Verwandten und Freunden des Humoristen eifrig nach Werken von seiner Hand, und siehe: es kam ein so umfangreicher zeichnerischer und malerischer Nachlaß zutage, daß sich der ersten Ausstellung von mehreren hundert Nummern noch eine zweite, kaum weniger stattliche anschließen konnte. Später ist diese Gesamtausstellung dann auch auf Reisen gegangen, und aber-



Aus dem Karikaturenbuch der ehemaligen geselligen Künstler-Vereinigung „Jung-München“ (3u S. 27 ff.)

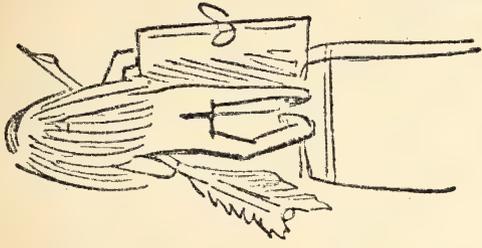
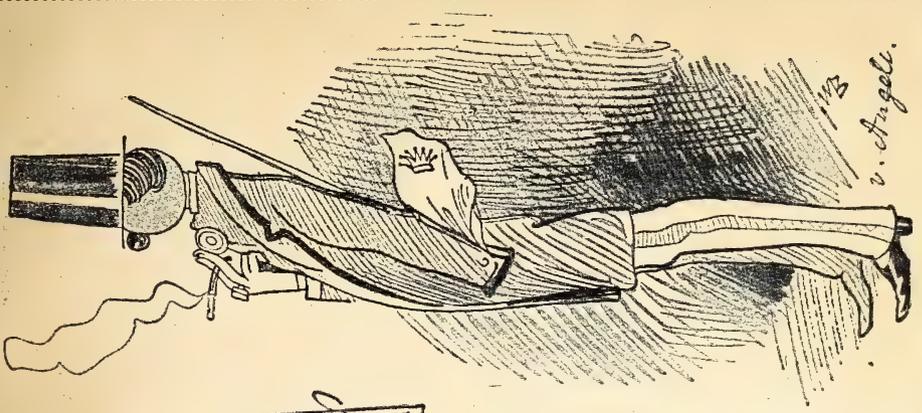
malz eine Weile darnach ist, wie es sich ziemt, der bedeutsamste Teil der sehr wertvollen Ausstellungsobjekte in würdiger Nachbildung in den Handel gekommen; zur Hauptsache in Gestalt eines umfangreichen Prachtwerkes: „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß“, das nicht weniger als zweihundertfünfzig Faksimile-Kunstdrucke nach Zeichnungen und Gemälden enthält, zum andern Teil in dem Lebensbild „Wilhelm Busch, Ernstes und Heiteres aus seiner Werkstatt“ von Hermann, Adolf und Otto Rölke, den drei Neffen des Dichterzeichners, die seine Eigenart ein Menschenalter lang im vertrauten Umgang bis in die letzten Herzalten hinein zu studieren vermochten. Was Dunkel Wilhelm an Poesie hinterlassen hatte, ist abgesondert von allem anderen als „Schein und Sein“ noch erschienen, als eine Sammlung von fünfundsiebzig Gedichten, die sich als mindestens gleichwertig seinen früheren anreihen. Fürwahr: ein fast fürstlicher Nachlaß, unendlich viel reicher, als selbst die kühnste Phantasie seiner Verwandten und Freunde ihn träumen konnte.



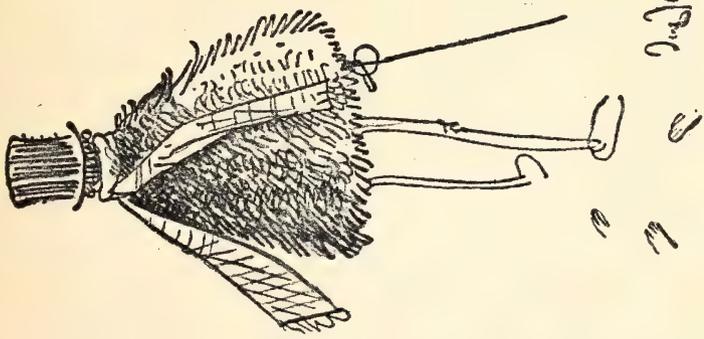
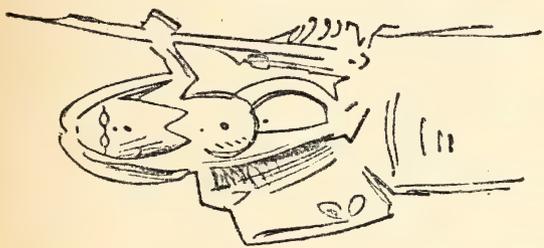
Busch auf dem Mars zum Kreuzer.

Selbstkarikatur Wilhelm Buschs. Aus dem Karikaturenbuch der ehemaligen geselligen Künstler-Vereinigung „Jung-München“

Mit dieser späten Ernte erst rundete sich uns das Bild des so weit bekannten und so wenig erkannten Freudenbringers. Wer den Menschen und Grübler verstehen will, der in Wort und Bild um die Welt und um alles, was kreucht oder fleucht, seine eigenen Gedankenfäden gesponnen, darf sich nicht mehr bescheiden bei dem, was der Meister einst selbst unter Volk gesandt hat. Er würde den Menschen und Künstler in Busch nur zur Hälfte erkennen. Gerade im „Nachlaß“ muß der Biograph, der es ernst nimmt mit seiner Arbeit, am



Hoeger.



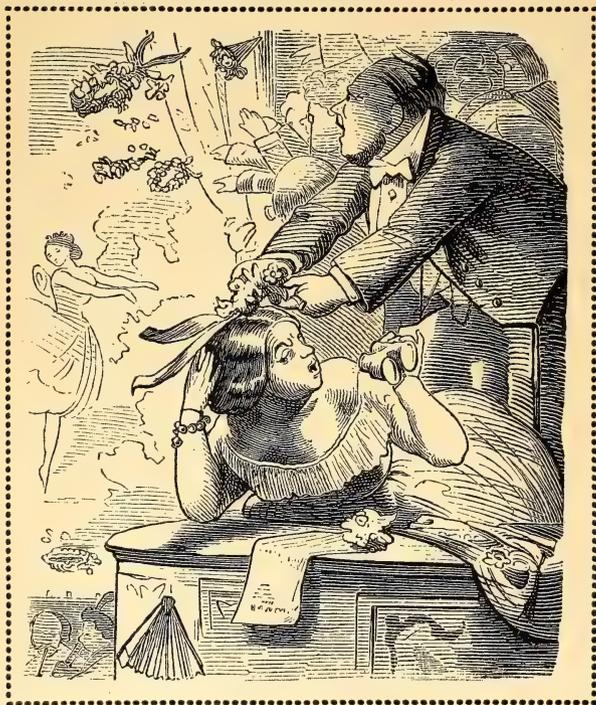
W. J. J. J.

Aus dem Karikaturenbuch der ehemaligen gefelligen
Künstler-Bereitigung „Jung-München“ (Su S. 27 ff.)

eifrigsten forschen, will er die künstlerische Persönlichkeit des unsterblichen Humoristen in voller Plastik vor Augen führen. Ein paar Proben daraus sind die Bilder auf Seiten 51—57.

Solange der Einzige lebte, hat er niemand, auch nicht seinen nächsten Verwandten gestattet, ihm während der Arbeit über die Schulter zu sehen. „Außer beim Filuzius hat gewiß nie wer gewußt, womit ich grad beschäftigt war“, schrieb er 1886 an Johannes Proelß, und Adolf Rölcke hat das im vollen Umfang bestätigt. „Wenn etwas Neues im Werden war, so merkten wir das daran, daß der Onkel mehr als sonst sich zurückzog. Schließlich meldete dann eine Zeitung, und auch Bassermann tat es der Welt kund, daß ein neuer Busch erschienen war. So erfuhren wir's auch. Nie hat der Onkel auch nur ein Wort über seine Arbeiten und seine Pläne geäußert; er hätte sich auch nicht fragen lassen, ohne den Frager gründlich heimzuschicken.“ Ist es ein Wunder, daß über die

Art seines Schaffens die widersprechendsten Meinungen laut wurden? Daß Busch immer erst seine Bilder zu zeichnen und dann erst die Verse hinzuzufügen pflegte, weil „halt so ein bißel Geschwätz mal dabei sein muß“, hat er selber in einer autobiographischen Skizze verkündet. Das Wie der Entstehung der Bilder jedoch blieb ein Rätsel. Waren sie wirklich ritisch-ratsch mit dem fliegenden Stift aufs Papier geworfen, fröhliche Kinder vergnüglicher Stunden? Oder waren sie trotz ihres deutlich die Hand eines Könners verratenden Linien Schwungs das Ergebnis ernster und mühsamer Arbeit? Hatte der „Maler“ Busch sich



Enthusiastische Guldigung

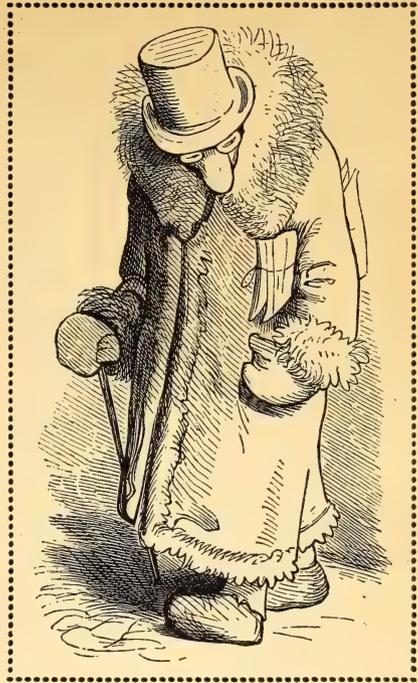
Bei einer Vorstellung der so sehr gefeierten Taglioni in der französischen Oper, als man das schöne Ballett „die Sphide“ gab, geriet ein Herr so in Ekstase, daß er einer Dame neben ihm die Blumen, die sie in den Haaren trug, sowie das Bukett, das sie in der Hand hielt, herausriß und zu den Füßen der Tänzerin warf.

Eine der ersten Zeichnungen Wilhelm Buschs für die „Fliegenden Blätter“ (vom Jahre 1859). Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider in München (Zu S. 30 ff.)

mit ihnen hinwegtrösten wollen über das Defizit einer verunglückten Laufbahn, oder waren sie umgekehrt zu verstehen als das notwendige Resultat einer temperamentvollen Malerindividualität? Auf all diese Fragen erteilt im Verein mit dem Lebensbild der Gebrüder Nöbdeke der Nachlaß die bündigste Antwort.

Wenn irgend ein Künstler es gründlich und ernst nahm mit seinen sich selber gestellten Aufgaben, so war es Busch. Und wenn irgend einer sein Leben lang eifrig bemüht blieb, in seiner Kunst die denkbar höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, so war es ebenfalls Wilhelm Busch. Die Dokumente seiner künstlerischen Entwicklung erzählen von rastloser Arbeit und ernsthaftem Studium, von unermüdbarem Ringen nach immer besseren Ausdrucksmitteln, von dem heiligen Streben, seinem ureigenen Stil zu immer mehr gesteigerter Klarheit und Innerlichkeit zu verhelfen. Wie als Philosoph, der mit Leidenschaft und Ausdauer Kant,

Darwin und Schopenhauer las, obwohl ihre Schlüssel, wie er erkannte, „zwar zu mancherlei Türen passen in dem verwünschten Schloß dieser Welt, nur nicht zur Ausgangstür“, so war Busch auch als Zeichner und Maler ein ewig Suchender. „Gewiß warf er seine Zeichnungen leicht, schnell und sicher hin“, berichtet sein Nefte, „aber sein Papierkorb konnte gelegentlich auch Zeugnis davon ablegen, daß er dieselbe Zeichnung zwanzig-, ja dreißigmal und öfter probiert hatte, ehe sie zu seiner Zufriedenheit geriet. Mußten doch die Menschen vor allem in den verzwicktesten Verdrehungen und Verrenkungen immer dieselben bleiben. Gründliche Vorstudien waren ja in Hülle und Fülle gemacht, wie die Skizzenbücher und die vielen, vielen Einzelzeichnungen verschiedenster Art lehren.“ (Siehe S. 50, 53.) Da finden sich Beweise in Menge, wie genau Busch nicht nur den Menschen studierte, seine Anatomie, seinen Habitus, sein Mienenspiel, seinen Mund und anderes mehr, sondern auch alles Getier, bald Mäuse, bald Hühner, bald Käfer, bald Schwalben, bald Hunde, bald Hasen, bald Katzen, bald Rüche seitenweise zeichnete und in allen möglichen und unmöglichen Stel-



Am St. Nikolaustage

„Ah, Herr Geheimer Registrator, Sie begegnen mir wie gerufen! . . . Möchten Sie nicht so gut sein und für meine Kinder den Bauwau machen?“

Zeichnung für die „Fliegenden Blätter“ (1860)

Mit Genehmigung des Verlages

Braun & Schneider in München (Zu S. 30 ff.)

Bilderrätsel aus der Geschichte



Die Melancholie

Aus den „Fliegenden Blättern“ (1862). Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider in München

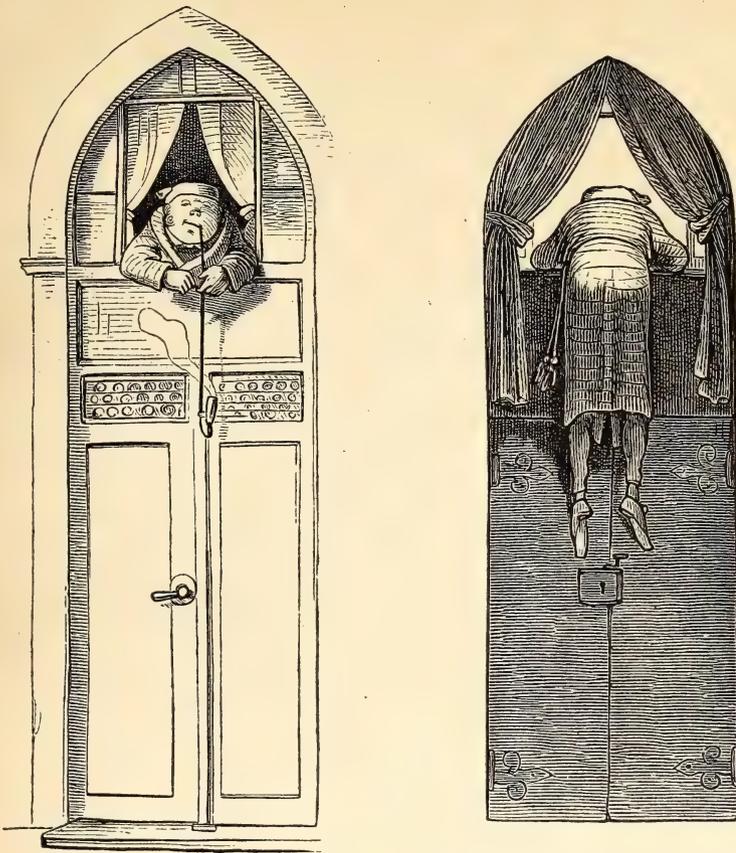


Gnome

Wenn Menschenknochen vorzugsweise zum Raffinieren des Zuckers tauglich sind, dann müssen die Knochen von Gaunern, Heuchlern, Industrierittern und sonstigen Subjekten sicherlich den raffiniertesten Zucker geben.

(Die Dargestellten sind, von links nach rechts: Krempelheger, F. Vossow, W. Busch, v. Angeli, Andreas Müller) (Zu S. 30 ff.)

Zeichnung für die „Fliegenden Blätter“ (1862). Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider in München



Der Komfort in den modernen Wohnungen. Ansicht einer Türwohnung in der Maximilianstraße in München von der Vorder- und Rückseite. Zeichnung für die „Fliegenden Blätter“ (1861). Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider in München (Su S. 30 ff.)

lungen probierte. An vielen Zeichnungen in „Hernach“ sehen wir, wie er den Tieren gerade ihre charakteristische Eigenart abgeschaut und abstudiert hat. Dann wieder zeichnete er unermüdlich den Baum nach, den Strauch, die einzelne Blume, das Kornfeld, die Flügel der Windmühle, den Waldbrand, die Landschaft, und bei allem entwickelte sich seine Manier aus Nachahmung und Anlehnung an Richter oder Schwind z. B. in früherer Zeit, wo auch von ihm noch alles mit peinlichster Sorgfalt im einzelnen ausgeführt ward, zu seiner Eigenart, die immer mehr darauf den Nachdruck legte, im charakteristischen Strich mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu sagen.“ Buschs unübertreffliche Fertigkeit, die Gestalten seiner Bilder auf die allereinfachsten Linien zu reduzieren,

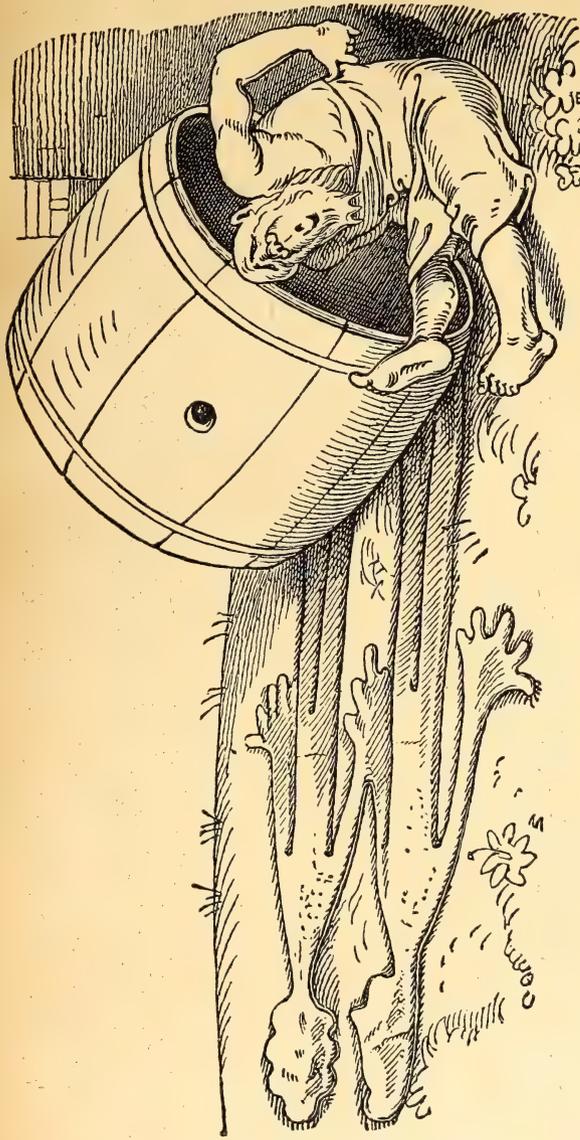
mit einem einzigen Schwung seines Stiftes den Kern der Dinge zu geben, das Wesentliche scharf und knapp zur Erscheinung zu bringen und seine alle Gesetze der Schwere verlachenden Umrißwesen in ausdrucksvoller, geradezu beseelter Lebendigkeit vor uns hinzustellen — das ist es, was er in mühsamer Arbeit errungen und was ihm ein feiner Kenner seiner Eigenart mit voller Berechtigung als eine künstlerische Tat ersten Ranges nachrühmt.



⊠ Selbstbildnis Wilhelm Buschs. Gemälde ⊠

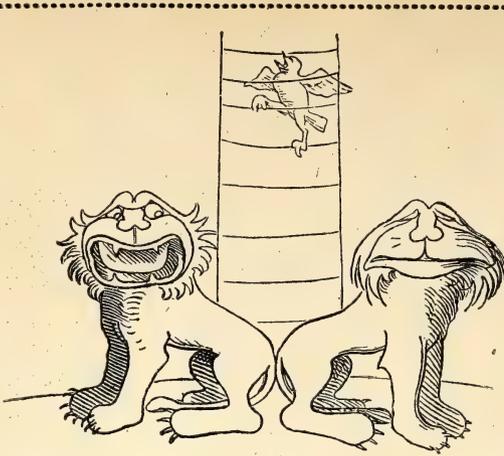
Die Hinterlassenschaft Wilhelm Buschs aber gibt uns nicht bloß willkommenen Aufschluß über den Zeichner und seinen Werdegang, sie macht uns zugleich auch bekannt mit dem Maler und Landschaftler Busch, von dessen Dasein bis ans Ende seines Lebens nur die aller-nächsten Verwandten und Freunde eine Ahnung hatten (Siehe die Bilder Seite 56 und 57). Als die Gemälde zuerst in den Ausstellungen erschienen, war das Erstaunen ganz allgemein; nun, wo sich die besten der Bilder gut reproduziert in den Händen von vielen befinden, beginnt

auch die zünftige Kunstgeschichte bereits, sie in Rechnung zu setzen. „Es geht jetzt nicht mehr an“, sagt der Erlanger Kunsthistoriker Friedrich Haack in der dritten Auflage seiner Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts, „Wilhelm Busch nur noch als Zeichner zu betrachten. Man lernte ihn in München koloristisch und der Auffassung nach als Nachfolger alter Holländer vom Schlage der Frans Hals und Adrian Brouwer kennen und schätzen, der dabei zugleich im Figürlichen wie in der Landschaft über eine selbständige Naturanschauung verfügte.“ Fritz v. Ostini bewunderte in den impressionistisch flott hingestrichenen holländischen Ansichten mit Wind-



Die bösen Buben von Korinth
Sind platt gewalzt, wie Kuchen sind.

Aus dem Münchner Witzerbogen „Diogenes und die bösen Buben von Korinth“
Mit Genehmigung des Verlagses Braun & Schneider in München (Bd. S. 81)



Die Lerche in die Lüfte steigt,
Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt.

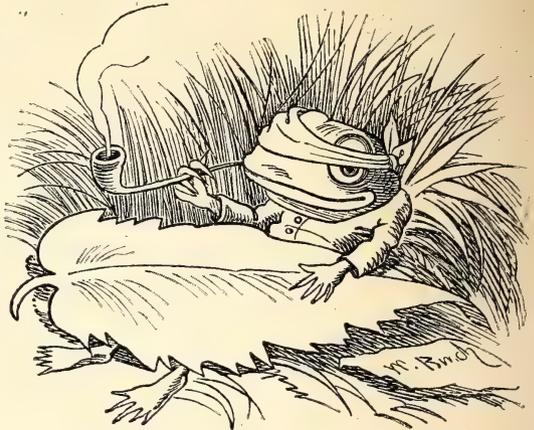
Aus dem Münchner Bilderbogen „Naturgeschichtliches Alphabet für größere Kinder und solche, die es werden wollen“. Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schnetder (Zu S. 31)

Würdigung der Gemälde. Soviel indessen ist sicher, daß ihnen nur eine hart an die Grenze der Starrköpfigkeit streifende Wunderlichkeit ihres Schöpfers den längst verdienten Eintritt in die Öffentlichkeit zu verwehren vermochte.

Wilhelm Busch neben Rembrandt, Frans Hals und Adriaen Brouwer! Mit Hohngelächter hätte man den überschüttet, der solche Vergleiche vor ein paar Jahrzehnten sich auch nur im Scherz erlaubt hätte. Freilich: es konnte auch keiner dergleichen wagen, weil Dunkel Wilhelm auf seinem Schatz saß wie ein verknöchertes Geizhals auf seinen Dukaten. Nur daß er die alten Holländer schwärmerisch liebte, war allbekannt, seit er sich selbst in seinem „Was mich

mühlen, roten Dächern und silbergrauen Weiden, goldenen Kornfeldern und tiefblauen Fernen die Kraft und Farbenfröhlichkeit und meint ferner, daß Wilhelm Busch in den besten seiner hell-dunklen Federzeichnungen fast Rembrandt ebenbürtig erscheint.

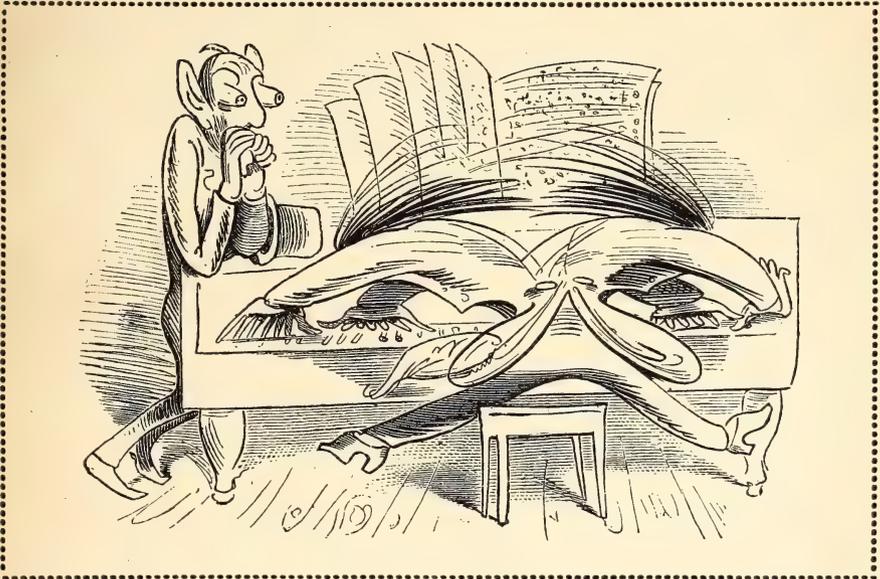
Wie viel oder wie wenig in solchen Urteilen die allgemeine Verehrung des Künstlers mitspricht, mag einstweilen dahingestellt bleiben; uns Heutigen fehlt wohl noch vorerst der nötige Abstand für eine sachlich gerechte



Drei Wochen war der Frosch so krank!
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

Aus dem Münchner Bilderbogen „Die beiden Enten und der Frosch“. Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schnetder in München (Zu S. 31)

betrifft" dahin ausgesprochen: „In Antwerpen sah ich (1852) zum erstenmal in meinem Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht paßt, kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen, und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben, denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus.“



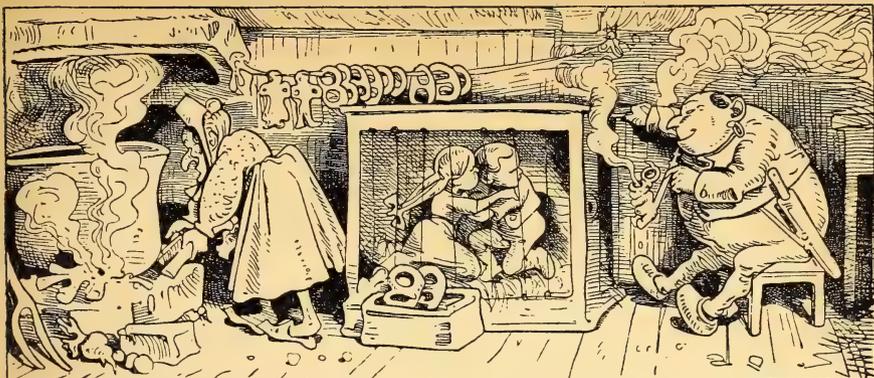
Aus dem Münchner Bilderbogen „Der Virtuos“: Fortissimo vivacissimo. Mit Genehmigung des Verlages Braun & Schneider in München (Zu S. 31 u. 62)

Das also war es? Geduckt war er worden? Weil er's den Großen und Größten nicht gleich tun konnte, hat er als Maler gleich völlig verzichtet und sich sein Leben lang hinter dem Stachelzaun der Bescheidenheit ängstlich verkrochen? Bis ihn der Tod dann hervorzog? Wohl ausgedonnen, Pater Lamormain! Aber leider nicht eben wahrscheinlich. Ich meine, der gute Onkel Wilhelm mußte trotz allem, wieviel er als Zeichner und Maler konnte, und nur eine Schrulle vermochte ihn dahin zu bringen, sich selbst zu verleugnen. Hat er doch auch als Zeichner mit vollem Bewußtsein Jahrzehnte lang kühl bis ans Herz hinan neben seinem Ruhm gestanden, gewissermaßen sich selbst überdauernd. Und wußte doch, wie sehnüchtig die Welt nach einem künstlerischen Lebenszeichen ausschaute. Auch daß er noch übers Psalmistenalter hinaus der Palette getreu blieb — aufs Zeichnen

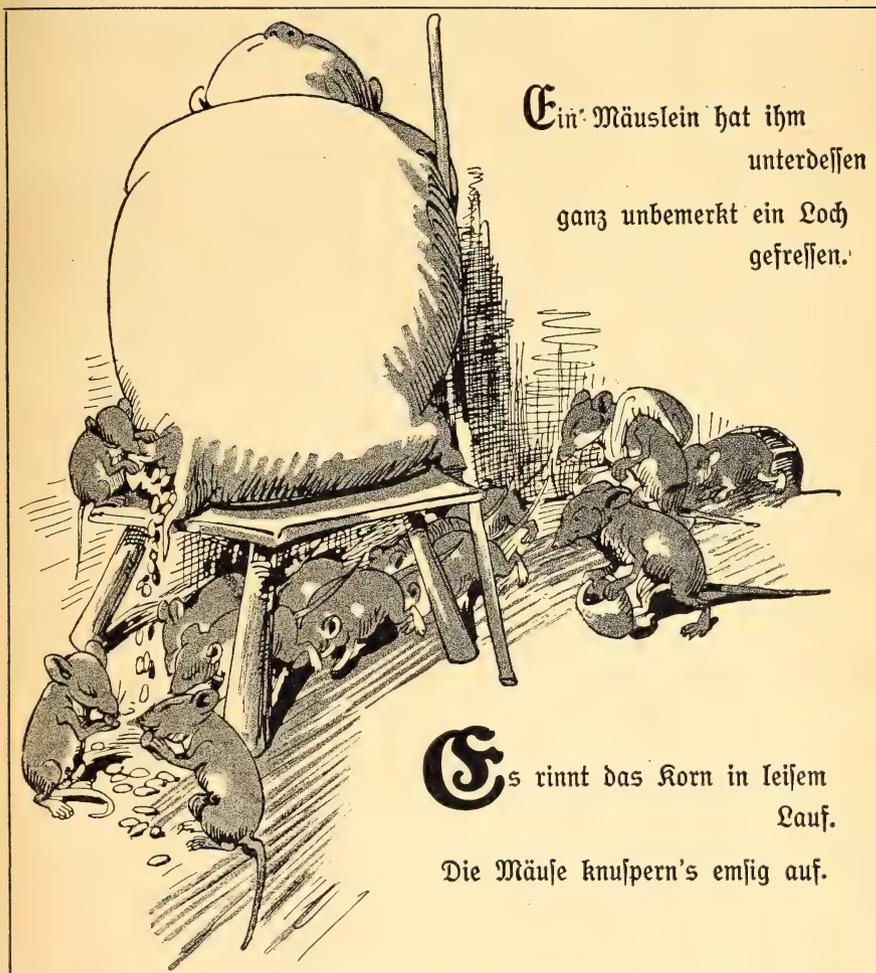
Sritze kriegt den ersten
Schlag,
weil er am bequemsten
lag



Aus: „Die Drachen“ in dem Bilderbuche „Der Fuchs — Die Drachen“
(Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42)



Die Heze macht das Feuer an, Daß sie die Kinder kochen kann.
 Aus: „Bilder-Bossen“: Hänsel und Gretel. (Fr. Wassermann in München; zu S. 32)

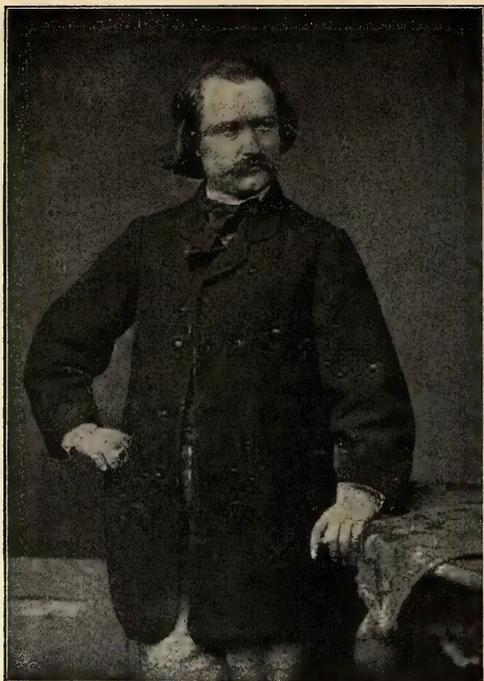


Ein Mäuslein hat ihm
 unterdessen
 ganz unbemerkt ein Loch
 gefressen.

Es rinnt das Korn in leisem
 Lauf.

Die Mäuse knuspern's emsig auf.

Aus: „Der Sack und die Mäuse“ in dem Bilderbuch „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten“
 (Fr. Wassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42)



Wilhelm Busch
Nach einer Photographie vom Jahre 1860

mußte er lange vorher schon verzichten, dieweil seine Augen nicht mehr recht mitwollten — beweist nicht gerade den Ernst des Geducktseins. Man malt nicht im Greisenalter mit einem Eifer, daß sich zuzeiten an allen Wänden und auf allen Tischen, auf allen Paneelen und Bücherbrettern die Bilder derartig häufen, daß schließlich wegen Platzmangels je zwei und zwei aneinanderkleben, wenn man nicht von seiner Kunst überzeugt ist. Was seine Nefen dem Flammentod abtrotzten, wenn der pietätlos die eigenen Kunstfänder verleugnende Rabenvater im Pfarrgarten Autodafés seiner Gemälde und Skizzen veranstaltete, und mehr noch das, was er selber vorm Flammentode bewahrte, war sicherlich

auch nach seiner Meinung der Auszeichnung wert, auf die Nachwelt zu kommen. Die Unbefangenheit eines guten Gewissens, die er den alten Holländern nachrühmt, besaß auch er, und die göttliche Leichtigkeit der Darstellung war dem Maler sowohl wie dem Zeichner Busch eigen.

Sei's, wie es will! Auch Schrullen zu achten ist Pflicht, wenn es Schrullen von wirklichen Großen sind. Und da wir den ängstlich gehüteten Schatz schließlich doch noch bekommen haben, ist's müßig, nach dem Warum der Zurückhaltung all seiner Kostbarkeiten zu fragen. Vergewärtigen wir uns statt dessen den Lebens- und Werdegang unseres lachenden Philosophen und den seiner Musenfänder.

In Wiedensahl, einem hart an den Grenzen der Provinz Westfalen und des Fürstentums Schaumburg-Lippe gelegenen hannoverschen Flecken von etlichen hundert Einwohnern, einem „klimperkleinen Plätzchen, vom großen Weltall abge sondert, aber gemütlich erwärmt und feierlich beleuchtet“, kam Wilhelm Busch am 15. April 1832 als Erster von Sieben auf die Welt. Sein Vater, Friedrich Busch, war Krämer, seine Mutter eine Tochter des Wiedensahler Wundarztes Georg Kleine, und beide lebten nach der Bekundung des Sohnes so einträchtig und häuslich, daß einst über zwanzig Jahre vergingen, ohne daß sie zusammen ausfuhrten. Der flottgehende Kramladen und die Erziehung ihrer alle zwei Jahre sich

mehrenden Buben- und Mädchenschar nahm sie völlig in Anspruch, obgleich mit der Zeit immer eins nach dem andern der Kinder aus Wiedensahl auszog, weil in dem weltabgeschiedenen Nest jede Möglichkeit zur Erlangung der höheren Schulbildung fehlte. Vater Busch aber hielt sehr auf gute Erziehung.

Als erster zog Wilhelm mit neun Jahren aus, um von Onkel Kleine in Ebergözen, der eben seine dortige Landpfarre übernommen hatte, zum tüchtigen Menschen erzogen zu werden. „Früh vor Tag wurde das dicke Pommerchen in die Scheerdeichsel des Leiterwagens gedrängt. Das Gepäck ist aufgeladen; als Hauptstück der wohlverwahrte Leib eines alten Zinkebings von Klavier, dessen lästig gespreiztes Beingestell in der Heimat blieb; ein ahnungsvolles Symbol meiner musikalischen Zukunft. Die Reisenden steigen auf; Großmutter, Mutter, vier Kinder und ein Kindermädchen; Necht Heinrich zuletzt. Fort rumpelt's durch den Schaumburger Wald. Ein Rudel Hirsche springt über den Weg; oben ziehen die Sterne; im Klavierkasten tunkt es. Nach zweimaligem Übernachten bei Verwandten wurde das Ebergözüener Pfarrhaus erreicht.“

Onkel Kleine, der fortan den Vater vertreten mußte, war ein Mann mit den prächtigsten Eigenschaften: klug, aufopfernd, milde und liebevoll, fromm ohne jeglichen Fanatismus, ein stiller Naturverehrer und scharfer Beobachter, kurz der geborene Erzieher. Sein Lieblingsstudium in der amtsfreien Zeit galt den Bienen, denen er nicht nur als praktischer Imker, sondern auch als Forscher zu Leibe ging. Im wissenschaftlichen Streit um die Parthenogenese dieser reizvollen Hautflügler, den der katholische Pfarrer Dzierzon in den vierziger Jahren durch seine Entdeckung entfesselt hatte, focht er mit Eifer an dessen Seite, und durch seine eigene Bienenzeitung trug er nicht weniger bei zur Enträtselung vieler verzwickter Lebensgeheimnisse der kleinen Honiglieferanten als durch seine treffliche Übersetzung des zweibändigen grundlegenden Bienenwerkes von François Huber.

Man hat dem begeistert die Liebhaberei seines Onkels verfolgenden Neffen in späteren Jahren oft nachgesagt, daß auch



Wilhelm Busch
Nach einer Photographie aus den 60er Jahren

er sich in ländlicher Stille der praktischen Bienenzucht zugewandt habe, doch war das ein freundlicher Irrtum. Ein glücklicherweise vereiteter Plan zur Auswanderung nach Brasilien, dem Dorado der Imker, eine hübsche, 1867 erschienene Plauderei im Bienenwirtschaftlichen Zentralblatt des Onkels Kleine und zwei Jahre später sein köstliches, leider zu wenig gekanntes Buch „Schnurrbiburr oder die Bienen“ (Abb. S. 27) blieben die einzigen

unmittelbaren Ergebnisse der lebhaften Teilnahme am Imker sport. Darüber hinaus aber sind auch die scharfe Beobachtungsgabe und ein bis ins Greisenalter bewahrtes Interesse für alles kriechende und fliegende Getier auf das Konto von Eber gößen und Lüt horst (wohin er im Herbst 1846 mit dem Onkel übersiedelte) zu

Wilhelm Busch uns in späteren Jahren seinen Vater als immer besorgt, aber niemals zärtlich, zum Spaß geneigt, aber Dummheiten ebenso abgeneigt schildert und weiter erzählt, daß er eifrig die Pfeife, als Feind aller Neuerungen aber niemals Zigarren rauchte und demgemäß ebensowenig je Streichhölzer nahm, sondern bei Zunder, Stahl und Stein oder Fidibus blieb; wenn er ferner verzeichnet, daß Friedrich Busch jeden Abend allein durch das Dorf spazierte und ebenso einsam zur Zeit des Nachtigallenschlags durch den Wald, während sich die Mutter daheim beim Lesen erholte, so ist's mir, als wär's ein Stück Selbstkonterfei. Ich sehe ihn förmlich im Geiste vor mir, den Einsiedler von Wiedensahl oder Mechtshausen, der sich gegen Fremde beinahe luftdicht abschließt und selbst vor den nächsten Verwandten und Tischgenossen fast ängstlich sein Wirken und Schaffen verbirgt. Ich sehe ihn wie den Vater selig in Einsamkeit seine Wege wandeln oder in seinem spartanisch einfachen, fast primitiven Arbeitszimmer beim matten Schein der Petroleumlampe, die er „als Feind aller Neuerungen“ nur ungern mit der alten Ölfunzel vertauscht hatte, zeichnen und Briefe schreiben — nicht



Eben geht mit einem Teller
Witwe Bolte in den Keller,
Daß sie von dem Sauerkohle
Eine Portion sich hole,
Wofür sie besonders schwärmt,
Wenn er wieder aufgewärmt. —

Aus „Max und Moritz“. Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München (Su S. 33 f.)

buchen, wie denn überhaupt wohl ein hoher Prozentsatz der ausgezeichneten Eigenschaften seines Erziehers sich alle Zeit in ihm spiegelte.

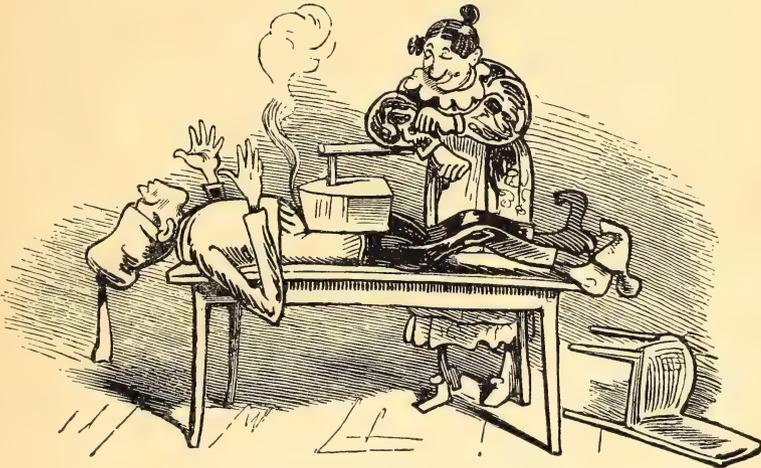
Was schrullenhaft oder wunderbarlich war im Wesen des künftigen großen Meisters, gehört freilich kaum auf das selbe Konto.

„Vererbung“ scheint dafür der Schlüssel zu heißen, denn wenn

mit der Stahlfeder, sondern nach Urväterfitt mit dem Gänsekiel, für den er die „Tinte“ sich selber mit Sepia einrieb. Dem allen hat Dunkel Kleine nicht vorbeugen können, weil es erst später, viel später hervortrat.

Als Wilhelm Busch im September 1847 das kleine Pfarrdorf Lüthorst (bei Einbeck) verließ, um nach dem Wunsche des praktisch denkenden Vaters auf der Technischen Hochschule zu Hannover Maschinenbauer zu studieren, schlummerten all diese Sonderbarkeiten seines Wesens noch ebenso tief im Bereiche des Unbewußten, wie seine ungewöhnlichen Talente, die nachmals ihm Weltruhm verschafften. Die letzteren freilich begannen sich sehr bald zu regen. In den ersten Jahren gingen seine Studien auf der Polytechnischen leidlich voran; im Zeichnen und Modellieren war er einer der Besten und in der elementaren Mathematik brachte er es sogar zur Eins mit Auszeichnung. Aber je mehr er zur angewandten Mathematik vorrückte, zum Konstruktionszeichnen und praktischen Maschinenbau, desto matter wurde, wie er selbst einmal sagte, sein Flügelschlag, desto mehr sah er ein, daß die Wahl des Berufs doch ein Mißgriff gewesen. Der Aufenthalt in der kunstfrohen Residenzstadt und der anregende Verkehr mit befreundeten Jüngern der freien Kunst hatten den schlummernden Keim seines eigentlichen Talents in ihm aufgeweckt und den festen Entschluß in ihm reifen lassen, den Maschinentechniker endgültig aufzugeben und Maler zu werden.

„Wer weiß die Hallen und dergleichen
So welthistorisch zu bestreichen?“



Hoch ist hier Frau Böck zu preisen!
Denn ein heißes Bügeleisen,
Auf den kalten Leib gebracht,
Hat es wieder gut gemacht.

Alfresco und für ewig fast,
 Wenn's mittlerweile nicht verblaßt?
 Wer liefert uns die Genrefachen,
 So rührend oder auch zum Lachen?
 Wer schuf die grünen Landschaftsbilder,
 Die Wirtshaus- und die Wappenschilder?
 Wer hat die Reihe deiner Väter
 Seit tausend Jahren oder später
 So meisterlich in Öl gesetzt?
 Wer wird von allen hochgeschätzt?
 Der Farbkünstler! Und mit Grund!
 Er macht uns diese Welt so bunt.
 Darum, o Jüngling, fasse Mut;
 Setz' auf den hohen Künstlerhut
 Und wirf dich auf die Malerei,
 Vielleicht verdienst du was dabei!"

Zuvor mußte freilich auch Vater Busch noch bewogen werden, dieser Umsattelung vom sicheren Brotstudium zur brotlosen Kunst seine Zustimmung



Puh!! — da sauste mit großem Rumor
 Der Satanas durchs Ofenrohr.

zu geben, was keine ganz einfache Sache war. Beglückt aber ist es, wenn schon der aller Schwarmgeisterei gründlich abholde Alte, dem nun mal als Kaufmann der Spaz in der Hand zehnmal lieber war als die Taube auf dem Dache, im Grunde des Herzens den Tausch niemals gut hieß. „Tief ergreifend,“ sagt Hermann Nöldke, „ist mir immer das Bild, das nach der Erzählung meiner Mutter mir vor Augen steht, wie mein Onkel an einem trüben, öden Spätherbstmorgen in der Frühe von Hause fortgegangen ist, um nach München zu reisen, freidebleich

und mit Tränen im Auge über die Erklärung des Vaters, daß die Rolle Taler, die er beim Abschied erhielt, nun das Letzte sei, was er von ihm bekomme.“

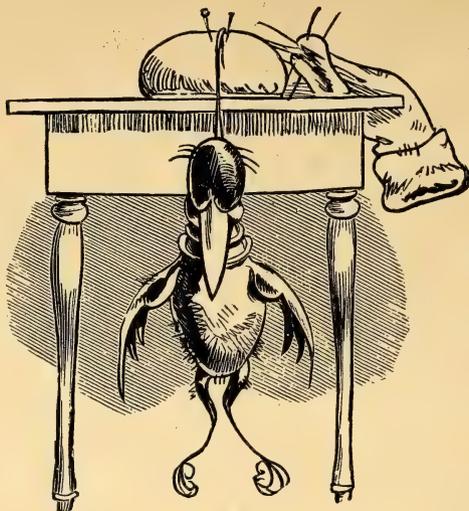
In Düsseldorf, in Antwerpen und München holte Wilhelm Busch sich für jene Kunst, die er späterhin übte, das nötige Rüstzeug, und zwar scheint ihm Düsseldorf von den drei akademischen Kunststätten am wenigsten, Antwerpen das meiste geboten zu

haben. Der kleinbürgerlich-selbstzufriedene Zug in der holländischen Malerei war dem friedsam in ländlicher Stille erzogenen norddeutschen Kunstschüler offenbar äußerst sympathisch, mußte er doch ganz von selbst bald verwandte Saiten in ihm zum Mittönen bringen; was er darüber hinaus zu bewundern fand an den Bildern der alten holländischen Meister, das haben wir ja von ihm selbst schon gehört. Wie viel oder wie wenig er praktisch den Lehrern der Malkschule zu Antwerpen verdankte, weiß niemand; auch seine damaligen Freunde und Studiengenossen Ed. Schulz-Briesen (dem wir die feinen Buschporträte auf S. 4 und 5 zu verdanken haben), Moriz Delfs und Ernst Stückelberg hätten uns schwerlich darüber aufklären können. Busch liebte es nicht, sich zu offenbaren oder von anderen in die Karten sehen zu lassen, damals so wenig wie später. Wissen wir doch nicht einmal, was er in München als Kunstjünger trieb, nachdem ihn Direktor W. von Kaulbach am 25. November 1854 „definitiv in die technische Malklasse aufgenommen“, obgleich er sich in der Fasarstadt enger als jemals zuvor oder später an gleichgesinnte und gleichaltrige Genossen angeschlossen. Nach seinen eigenen kargen Mitteilungen saß bei der damaligen akademischen Strömung in München (Ph. Folk, Schmied, Schraudolph usw.) „das kleine, nicht eben geschickt gesteuerte Schifflein sehr bald auf dem Trockenen“, und die einzige Entschädigung für den Enttäuschten war der verlockende Künstlerverein Jung-München, dem unter vielen anderen Theodor Pixis, Fritz Lössow, Wilhelm Diez, von Angeli, Otto Stöger, G. Krempelzeher, der Vereinskompunist, und Otto Bassermann, der spätere Busch-Verleger, angehörten. Das Karikaturenbuch des Vereins, das erhalten blieb, gewährt uns vortreffliche Einblicke in das vergnügliche Treiben der immer zu Boshaftigkeiten aufgelegten Akademiker, und was es ver-

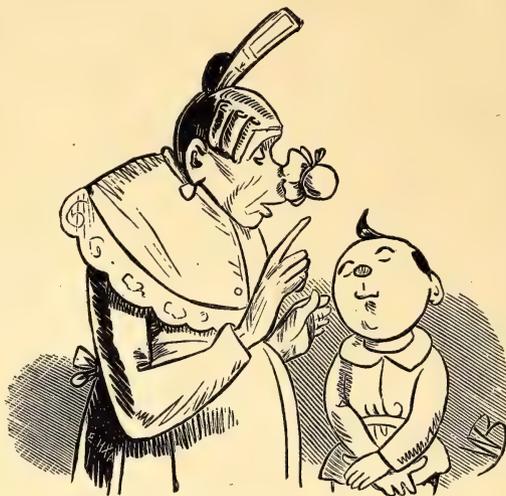


Und da der Kleine
Mit München, dem Bienchen,
Rührt auch die Beine. —

Aus: „Schnurrbürr oder Die Bienen“. Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider in München (Zu S. 24)



Der Tisch ist glatt — der Böse taumelt —
Das Ende naht, — sieh da! er baumelt!



„Die Bosheit war sein Hauptpläsier,
Drum,“ spricht die Tante, „hängt er hier!“

Aus: „Hans Guckebirn, der Unglücksrabe“. (Deutsche
Verlags-Anstalt in Stuttgart; zu S. 39 u. 57)

schweigt, hat uns Pixis zum Teil wenigstens bei Gelegenheit des siebenzigsten Geburtstages Wilhelm Buschs lustig wiedererzählt. „Was er eigentlich trieb, wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freunde retten wollte. Bei den sonntäglichen Fußwanderungen in das Har- oder Würmtal oder an den Starnberger See hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgend einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Ebenso war's bei dem Sommeraufenthalt im Gebirge, wobei besonders Brannenburg am Inn viel besucht wurde. Da schien er zu bummeln; wenn die anderen ihre Plätze aufsuchten und anfangen zu malen, lag er behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine scharfen Bemerkungen und Witze, während den Akademikern der Schweiß von

der Stirne rann. Doch wanderte ganz verstoßen sein Büchlein aus der Tasche und, wenn es wieder hineinglitt, war einer oder der andere darin festgenagelt. Diese Karikaturen tauchten dann in München auf, wenn sich dort die Mitglieder des Vereins wieder zusammenfanden.“

Manch interessanten Beitrag aus dem Karikaturen-Album hat Eduard Daelen bereits 1886 in seiner lustigen Streitschrift veröffentlicht; in an-

nähernder Vollständigkeit aber erschienen die Blätter erst 1909 in dem Lebensbild der Gebrüder Koldewe, mit dem zusammen sie drei Jahre später ins Neue Wilhelm Busch-Album übergingen, das als ein Ergänzungs- und Gegenstück zum Bassermannschen „Humoristischen Hauschatz“ herauskam. Es muß lustig hergegangen sein in Jung-München, und auf Busch selbst muß das fröhliche Treiben befruchtend und anregend eingewirkt haben. Nicht nur seine Zeichnungen beweisen's, die übermütigen Verulungen dieser und jener Vereinsmitglieder (Seite 7—11), auch mancherlei Verse aus jener Zeit und sogar ein paar heitere Singspiele und Possen, zu denen meist Kempelshöfer die Musik lieferte, legen Zeugnis ab für die sprudelnde

Laune des werdenden Humoristen. Das Münchener Bier, dem er kräftig zusprach, mag das Seinige dazu beigetragen haben.

München, Kneipzeitung und Karikaturen-Album aber hatten für Busch über alles „Selbstpläsier“ hinaus noch das weitere Gute, daß sie den alten Kaspar Braun, der 1844 die Fliegenden Blätter begründet hatte, auf ihn aufmerksam machten. Hier war ein vielversprechendes Talent,



20. März 11.

Wily. Busch

Gemalt von Franz von Lenbach, radiert von Wilhelm Hecht
Aus „Nord und Süd“, Verlag der Schlesischen Buchdruckeret,
Kunst- und Verlagsanstalt (vorm. S. Schottlaender), A.-G.,
in Breslau



Hier sieht man ihre Trümmer rauchen.
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.

Aus: „Die fromme Helene“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 39 u. 57)

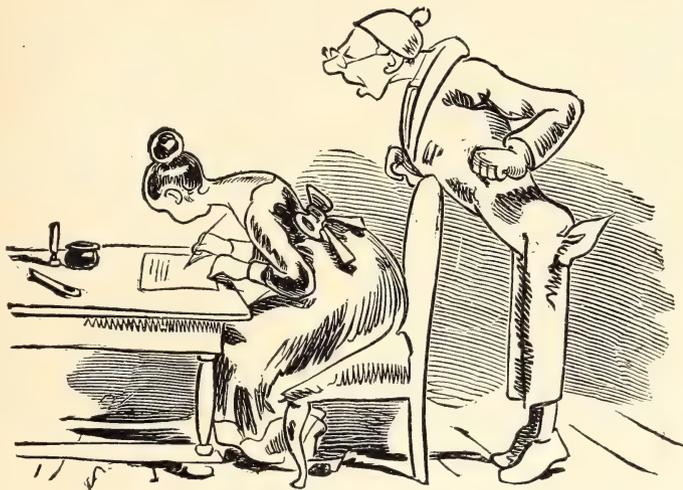
das man aus-
nutzen mußte, und
da Wilhelm Busch
von dem offenbar
immer noch nicht
mit dem brotlosen
Künstlerberufe
versöhnten Vater
recht knapp an
Taschengeld ge-
halten wurde, so
nahm er mit Freun-
den die Gelegen-
heit wahr, seinem
schlaffen Geld-
beutel durch regel-
mäßige Mitarbeit
an den Fliegen-
den aufzuhelfen.

Die ersten Bei-
träge lieferte er im
November 1858;
das überhaupt

erste Bild, das er für die Öffentlichkeit schuf, war „Der harte Winter“: zwei Männer mit Schlittschuhen, die im ärgsten Wintersturm mühsam durch kniehohen Schnee stapfen; den Text dazu bildet ein kleines Geschichtchen aus dem hannoverschen Sagenkreis. Der eigentliche Busch-Vers begegnet uns nicht in den ersten Jahren seiner Mitarbeiterschaft an dem Münchner Witzblatt, vielmehr beschränkte er sich vorderhand darauf, entweder die von anderen gelieferten Witze und Schnurren zu illustrieren oder eigene Prosatexte zu seinen Bildern zu schreiben (Abb. S. 12–15). Wer sich im einzelnen unterrichten will über Buschs Werdegang an den Fliegenden Blättern, der braucht nur Albert Vanselow's hübsches Buch über „Die Erstdrucke und Erstausgaben der Werke von Wilhelm Busch“ in die Hand zu nehmen und den dritten Teil des bei Braun & Schneider erschienenen „Kunterbunt“ dazu aufzuschlagen; er findet darin den gesamten köstlichen Bilder- und Texteschatz Wilhelm Buschs, der bis zum Jahre 1911 in den alten und ältesten Jahrgängen der Fliegenden Blätter in Vergessenheit schlummerte, unbekannt selbst den genauen Kennern des Lebenswerks, weil er zum Teil nicht vom Künstler signiert worden ist. Es war nicht nur ein Akt pietätvoller Buschverehrung, es war auch ein wirklich verdienstvolles Werk, die noch immer verstreuten Erzeugnisse des Dichterzeichners gesammelt herauszugeben, weil sie das Bild seiner künst-

lerischen Persönlichkeit abermals schärfer und deutlicher machen und namentlich auf seine zeichnerische Entwicklung interessante Schlaglichter werfen. Die erste jener eigentlichen Bildergeschichten, die für Busch später charakteristisch wurden, erschien im Jahre 1860 unter dem Titel „Die Maus oder die gestörte Nachtruhe“, und gleich in der folgenden Nummer der Fliegenden findet sich das berühmte „Naturgeschichtliche Alphabet“, das bald darauf ebenso wie seine übrigen umfangreicheren Beiträge erneut in den Münchner Bilderbogen veröffentlicht wurde. (Abb. S. 17—19.)

Das Honorar für die Beiträge Buschs war nicht reichlich bemessen; der alte Braun war Geschäftsmann und ging von dem einmal bewilligten Satze von etwa drei Gulden für die Zeichnung nicht ab. Aber gleichviel: „ob die Verleger recht oder unrecht gehabt, jedenfalls haben sie Reklame für mich gemacht“. Grund genug für den werdenden wie für den fertigen Humoristen, die Honorarfrage gelind anzusehen. „Obgleich der alte Knabe (Kaspar Braun nämlich) meine Adresse nicht wußte, als andere Verleger darnach fragten,“ schrieb der Meister im Jahre 1886 an Proelß, „obchon er in den sechziger Jahren in einem Artikel über sich und seine Mitarbeiter den Grafen Poggi mit einer Zeichnung ausstattete, die von mir war; obchon er mir, trotz spärlichen Honorars, auch noch das Manuskript mit den Originalzeichnungen zu Max und Moritz abbettelte — könnte er jekund, wo er auch sei, zu mir herauf oder herunter steigen, ich gäbe



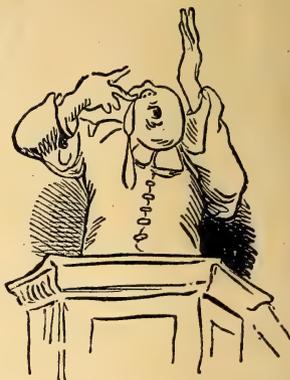
„Und ach! wie ist es hierzuland
Doch jetzt so schrecklich anigant!“

„Erstens, Geliebte, ist es nicht so?

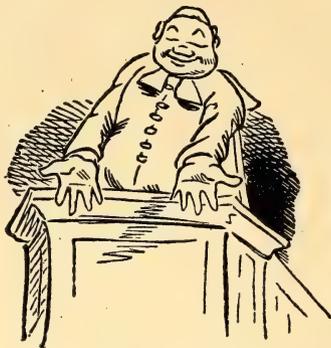


Oh, die Tugend ist nirgendwo!

Zweitens, das Laster dahergegen



Übt man mit Freuden allerwegen.



Wie kommt das nur? So hör ich fragen.
Oh, Geliebte, ich will es Euch sagen.



Das machet, drittens, die böse Zeit.
Man höret nicht auf die Geistlichkeit.

Aus: „Bilder zur Jobstade“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 39 u. 62)

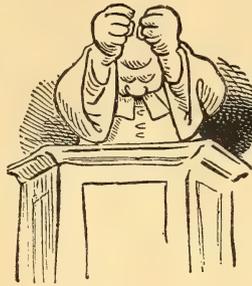
ihm lächelnd die Hand, falls das bei einem Geist überhaupt räthlich ist.“ Trotz des bescheidenen Drei-Gulden-Honorars übergab er dem Fliegenden-Blätter-Verlag also auch noch das Buch, das ihn rascher als alle vorausgegangenen Schöpfungen volkstümlich machte: „Max und Moriz“.

Es war nicht sein Erstlingsbuch, wie man meistens annimmt, wohl aber seine erste zusammenhängende größere Schöpfung. Schon 1864 hatte er bei J. H. Richter in Dresden, einem Sohne des liebenswürdigen Malers der sonnig-behaglichen Kleinbürgerwelt, ein Bändchen „Bilderpossen“ mit Text erscheinen lassen, das die vier kleinen Geschichten „Der Eispeter“, „Katz und Maus“, „Krischan mit der Piepe“ und „Hänsel und

Wehehe, denen, die dazu raten;

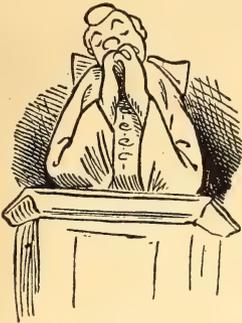


Sie müssen all in der Hölle braten!!



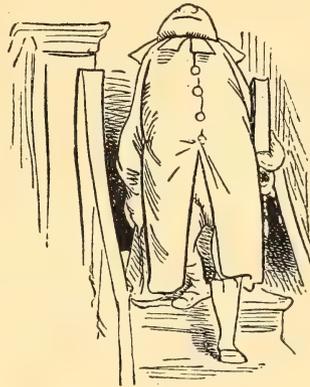
Zermalmet sie! Zermalmet sie!
Nicht eher wird es anders allhie.

Aber Geduld, geliebte Freunde!



Sanftmütigkeit ziert die Gemeinde!"

Als Hieronymus geredet also,



Stieg er herab und war sehr froh.

Aus: „Bilder zur Jobiade“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 39 u. 62)

Gretel“ in sich vereinigte (Abb. S. 21). Das Buch war aber garnicht gegangen, so wenig, daß Richter sich nach diesem Mißerfolge nicht einmal zur honorarfreien Verlagsübernahme von „Max und Moriz“ zu entschließen vermochte. So schickte Busch denn das Manuskript seiner Bubengeschichte im Februar 1865 an Kaspar Braun mit der Bitte, „das Ding recht freundlich in die Hand zu nehmen und hin und wieder ein wenig zu lächeln. Ich habe mir gedacht, es ließe sich als eine Art kleiner Kinder-Epopöe vielleicht für einige Nummern der Fliegenden Blätter und mit entsprechender Textänderung auch für die Bilderbögen verwenden.“ Und Kaspar Braun lächelte wirklich. Er veröffentlichte die Kinder-Epopöe weder



Eben wandelt in der stillen
Abendföhle der Natur
Bäse Selika im Garten —
Hörch! da tönt der Racheſchwur!

Aus: „Pater Filucius“. (Fr. Baſſermannſche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 39)

in den Fliegenden Blättern noch in den Münchner Bilderbogen, ſondern gab ſie „gar ſchön in Farben geſetzt“ (vom Künſtler natürlich) in Buchform heraus und erzielte damit trotz des anfänglichen Widerſpruchs der Pädagogen, die vielleicht eine Nachahmung dieſes und jenes Bubenſtreichs fürchteten, großen Erfolg. In weit mehr als einer halben Million von Exemplaren iſt „Max und Moriz“ heute verbreitet, ins Portugieſiſche, Engliſche, Schwediſche, Walloniſche und Japaniſche über-



Hingegen dieſe, voll Empfindung,
Erſtreben herzliche Verbindung.

Aus: „Dibel dum!“ (Fr. Baſſermannſche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42)

ſetzt, auf der Bühne geſpielt (zuerſt 1878 im Großherzoglichen Hoftheater zu Mannheim) und vom Geſangspodium herab unzählige Male geſungen worden. Es gibt, wie ich glaube, keinen Gebildeten, der nicht ein oder das andere Zitat aus dem luſtigen Kinderbuch ſchon im Munde geführt und nicht ſchon mittelbar oder unmittelbar mit dem Schneider

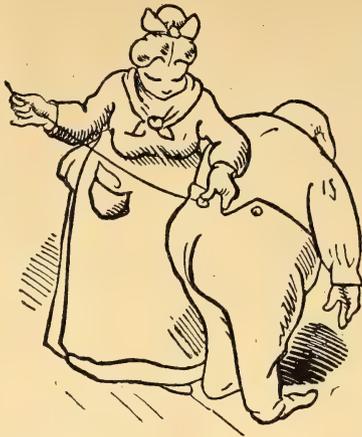


So schrie man laut und fürchterlich.
Der Tisch fällt um. Man prügelt sich. —

Aus: „Der Geburtstag oder Die Partikularisten“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 54)

Böck oder der Witwe Bolte, „die das auch nicht gerne wollte“, Bekanntschaft gemacht hätte (Abb. S. 24—25).

Gleichzeitig mit „Max und Moritz“, vielleicht gar noch vor diesem (bei Busch tappt man, wie schon gesagt, oft im Dunkeln bezüglich der Entstehungsgeschichte seiner Bücher) entstand der so grundsätzlich anders geartete „Heilige Antonius von Padua“, die ganz aus dem sonstigen



Und auch, wenn er dann und wann
Etwas nicht alleine kann,
Ist sie gleich darauf bedacht,
Daß sie es zurechte macht.

Aus: „Abenteuer eines Junggesellen“.
(Fr. Wassermannsche Verlags-Buchhand-
lung in München; zu S. 42)

für die Herausgabe des gefährlichen Buches versagte dem Käufer dann plötzlich der Mut. Erst sechs Jahre später erschien die Satire, und zwar nicht bei Hallberger, sondern bei Moriz Schauenburg in Lahr, der die für fünfhundert Taler gekauften Holzstöcke übernommen hatte.

Zu irgendwelchen nachteiligen Folgen für Verfasser und Verleger führte die Veröffentlichung jedoch nicht. In Rußland und Österreich (nach Banselow's Angabe auch in Bayern) war das Buch lange verboten, und Schauenburg selbst wurde namentlich wegen der Schlußworte der Dichtung, die Maria an den

Lebenswerk herausfallende und dennoch in Bildern und Versen die Vater-schaft nirgends verleugnende scharfe Satire auf die Ultramontanen (Abb. S. 26). Bereits im Jahre 1864 hatte Busch dem Verleger Karl Hallberger, dem „roten Hallberger“, wie er ihn zum Unterschied von der Firma Eduard Hallberger in Stuttgart nannte, das druckfertige Manuskript des Antonius zum Kaufe angeboten, und der Handel war auch zum Abschluß gekommen, obgleich der Verleger eine teilweise Zahlung des Honorärs in Zigarren anbot. Die Holzstöcke wurden angefertigt, allein



Hier sitzt Knopp am selbigen Morgen
Greulich brütend im Stuhl der Sorgen;
Tyrann vom Scheitel bis zur Zeh;
Und heftig tut ihm der Daumen weh.

Aus: „Herr und Frau Knopp“. (Fr. Wassermannsche Ver-
lags-Buchhandlung in München; zu S. 42)

mit seinem treuen
Schwein vor der Him-
melspforte knienden
Antonius richtet:

Willkommen! Gehet ein
in Frieden!

Hier wird kein Freund
vom Freund geschieden.
Es kommt so manches
Schaf hinein,
Warum nicht auch ein
braves Schwein?

wegen Religionsver-
letzung angeklagt, vor
dem Badiſchen Kreis-
und Hofgericht in
Offenburg aber frei-
gesprochen. Busch,
der nicht mit ange-

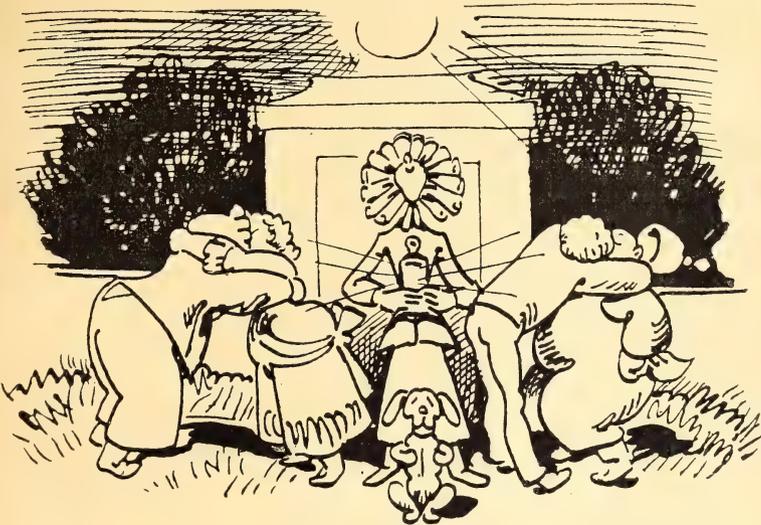


Julchen ist nun wirklich groß,
Pfiſſig, fett und tadellos,
Und der Vater ruft: was seh
ich?

Die Mamsell ist heiratsfähig!

Aus: „Julchen“. (Fr. Bassermannsche
Verlags-Buchhandlung in München)

klagt war, nahm auch
nicht teil an der hoch-
notpeinlichen Ver-
handlung, wohl aber
rechtfertigte er die
Tendenz seines Wer-
kes in einem aus-
führlichen Schreiben
an Schauenburg:
„Wenn das Buch
eine Ironie enthält,“
hieß es darin nach
Otto Rüldefes Mit-
teilung, „so geht
dieselbe gegen die
Darstellung in ka-
tholischen Wunder-
büchern und ist da-



Jetzt kommt Mutter, jetzt kommt Tante,
Beide schon im Nachtgewande.
Oh, das war mal eine schöne
Rührende Familienszene!!! —



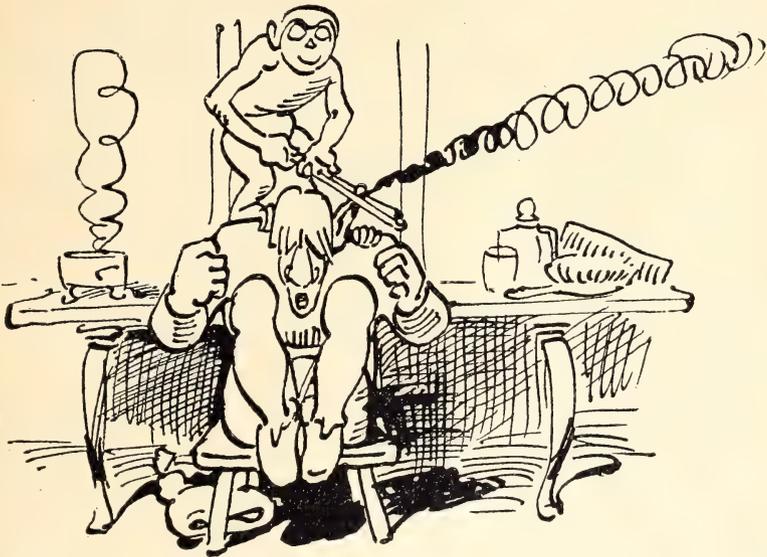
„Schau schau!“ ruft sie in Schmerz versunken,
 „Mein guter Zwiel hat ausgetrunken!
 Von nun an, liebe Madam Pieter,
 Bitt ich nur um ein Viertel Liter!“

Aus: „Die Haarbeutel“. (Fr. Baffermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42 u. 57)

durch veranlaßt. Z. B. findet sich in „Unserer lieben Frauen-Kalender“ eine Stelle mit Bild, wo Maria den frommen Klosterbruder an ihren Brüsten saugen läßt. Diese Übertreibung des Marienkultus ist in dem Büchlein karikiert. Die Person der Maria ist, soweit in meinen Kräften, ideal dargestellt. Jeder Unbefangene muß diese Absicht erkennen und wird nichts Lüsternes finden. „Üppig“ sind die Zeichnungen nicht; so könnte man die Darstellungen der großen Meister nennen, die die Gestalten der Heiligen Geschichte mit allen Reizen der Farbe und Form ausgestattet haben und sie in voller Nacktheit und in der Fülle ihrer geschlechtlichen Schönheit zeigen. Wer eine gesunde Phantasie hat, wird da nur das Schöne, aber in den kindisch-humoristischen Darstellungen des Büchleins auch nur das Drollige sehen. Das Lächerliche und Wollüstige sind geradezu Gegensätze, und es zeigt sich die Übertriebenheit der Anklage darin, daß sie etwas Tadelnswertes mit Gewalt finden und an den Haaren herbeiziehen will.“ Die beanstandeten Sätze wurden in einigen Auflagen des Antonius weggelassen, später jedoch wieder aufgenommen.

Während das Buch bei Hallberger seiner Drucklegung entgegen-schlummerte, blieb Wilhelm Busch wie bisher eifriger Mitarbeiter der Fliegenden Blätter, ohne daß ihm die Veröffentlichung von „Max und Moritz“ vorderhand zur Herausgabe weiterer kontinuierlicher Bilder-geschichten Veranlassung gab. Erst 1869 erschien „Schnurrdburr oder

die Bienen“, und erst im Kriegsjahr 1870, dem Jahr der Geburt des Antonius, wurde der treffliche, mit den Erfolgen von Max und Moritz fortan wetteifernde Unglücksrabe „Hans Huckebein“ flügge (Abb. S. 28). Die sämtlichen anderen Bücher von Wilhelm Busch, soweit sie nicht wie die „Schnaken und Schnurren“ nur Wiederholungen früherer Bildergeschichten waren, erschienen erst nach den Kriegsjahren, nachdem auch die Mitarbeit an den Fliegenden Blättern mit der Geschichte „Der hastige Kauf“ ihren Abschluß gefunden hatte. Das Jahr 1872 brachte „Die fromme Helene“ (Abb. S. 30—31), die „Bilder zur Jobsiade“ (Abb. S. 32—33), zu denen der Plan der Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin, eine zeitgemäß illustrierte Neuauflage des Rortümischen Werkes zu veranstalten, die Anregung gab, den allegorischen „Pater Filucius“ (S. 34) und das Bilderbuch „Die kühne Müllerstochter — der Schreihals — die Prife“. Von da an erfreute dann Busch Jahr für Jahr seine rasch sich vermehrenden Freunde durch neue Bücher, bis er mit „Maler Klecksel“ (1884) der Schöpfung seiner Bildererzählungen ein Ende setzte. Die Prosabüchlein „Eduards Traum“ (1891) und „Der Schmetterling“ (1895), mit denen er später noch überraschte, sind anderer Art als die früheren Werke, Schöpfungen des mittlerweile schon ganz in sich eingesponnenen, ganz Philosoph und



Das Eisen glüht, es zischt das Ohr,
Ein Dampfgewölk steigt draus hervor.



„Warte, Pflisch! du Schwerenöter!“
 Damit reichte ihm der Peter
 Einen wohlgezielten Hieb. —
 Das ist aber Paul nicht lieb.

Aus: „Pflisch und Plum“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42)

Einfiidler gewordenen Wilhelm Busch, nur für besinnliche Leser geeignete, aber für diese auch wirklich sehr hübsche und anregende Produkte der Reigung ihres Verfassers, „in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt.“ „Eduards Traum“ nannte er selbst einmal einen „kleinen Scherz, nicht ohne Fleiß, denk' ich, durchdacht, zur Unterhaltung für Wenige, die an so was Vergnügen finden. Die Probleme sind eingewickelt und wollen nicht losgemacht sein. Sonst müßte man dem Vogel die Federn ausrupfen, und dann fliegt er nicht mehr.“ Dasselbe gilt von dem „Schmetterling“, obgleich die Probleme bei diesem viel loser verpackt und verschnürt sind. Sein letztes Buch, das er selbst noch zum Druck gab, war die schon erwähnte Sammlung von hundert Gedichten „Zu guter Letzt“ (1904), die mit der drei Jahrzehnte früher erschienenen

„Kritik des Herzens“ und der erst nach seinem Tode veröffentlichten Gedichtsammlung „Schein und Sein“ in dieselbe Gattung gehört. (Siehe S. 46 und 48.)

Was sollte er uns nach dem Vielen noch bieten? Ihm bangte wie jedem echten Künstler vor Wiederholungen, und die Gefahr, daß sie kommen mußten, lag nahe. Wie viele lustige Einfälle waren allein in den fünfzig



„Hol — — — upp!!!“
 Vergebens ist die Kraftentfaltung;
 Der Zahn verharrt in seiner Haltung.

Münchener Busch-Bilderbogen verwertet, die im Laufe der Jahre aus seiner Werkstatt hervorgingen! Wie viele komische Situationen hatte sein Zeichenstift außerdem festgehalten, seine Feder glossiert! Und dazu die lange Reihe der Bücher von „Schnurrbiburr“ bis zu „Maler Klecksel“ (S. 43). Er hatte in der Knopp-Trilogie: „Abenteuer eines Junggesellen“ (1875), „Herr und Frau Knopp“ (1876) und „Fulchen“ (1877), die ich neben der Frommen Helene für sein reifstes und bestes Erzeugnis halte (Abb. S. 36–37), dem biederen deutschen Philister bis in die innersten Herzalten geschaut, in den „Haarbeuteln“ (1878) die fröhlichen Zechbrüder aufs Korn genommen (S. 38), in „Fipps der Affe“ (1879) und „Pflisch und Plum“ (1882) den Tieren die heiteren Seiten ihres Wesens abgelauscht (S. 39–40), in „Balduin Bählamm“ (1883), dem verhinderten Dichter, gewissermaßen ein Gegenstück zu Klecksel, dem Maler, geschaffen (S. 41) und im „Geburtstag“ (1873) wie in „Dideldum“ (1874) seinen Humor kräftig sprudeln lassen (S. 34–35). Daneben hatte er obendrein auch den Kindern noch ein paar vortreffliche Bücher beschert: „Sechs Geschichten für Keffen und Nichten“ und „Der Fuchs — die Drachen, zwei lustige Sachen“, die beide im Jahre 1881 herauskamen (Abb. S. 20–21). Zumal bei dem ersteren weht durch die anmutigen, in zinkographischem Farbendruck hergestellten Bilder und die sie begleitenden Textverse so zarte Märchenstimmung und Märchenpoesie, daß die verhältnismäßig geringe Verbreitung des Werkes im höchsten Maße verwunderlich ist. Was sollte er uns nach dem allen noch geben? Vielleicht wäre aus den Entwürfen, die später bekannt wurden, nochmals ein lustiges Büchlein geworden, ein besseres jedenfalls nicht, als die vorausgegangenen waren. „Das sind unwillkürliche Ausschweifungen wie Bisam und Moschus,“ hatte er früher einmal mit Bezug auf die Bilder zur Jobstade an Baffermann geschrieben, „und alles Reden ist vergeblich.“ Er wird wohl gewußt haben, weshalb er Mitte der achtziger Jahre die Muse auf Urlaub entließ, um sie nur noch gelegentlich zu sich zu bitten.

Inzwischen war auch im Menschen Busch jene innere Wandlung vor sich gegangen, die sich im ständig wachsenden Hang zum Alleinsein äußerte, ihn immer mehr der Großstadt und seinen einstigen Freunden entfremdete und schließlich zu jenem beinahe menschenfremden Einsiedler und Sonderling machte, als der er uns aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens bekannt ist. Fast alle seine Bücher und Bildergeschichten waren bereits in Wiedensahl, in der ländlichen Stille entstanden, wo er entweder im Elsternhaus (der Vater starb 1868, die Mutter 1870) oder in der Pfarre des Schwagers Koldeske Einfuhr hielt; den größten Teil des Jahres indessen pflegte er doch stets in München und sonstwo bei Verwandten und Freunden zu verbringen. Seit Mitte der siebziger Jahre war das aber anders geworden. Immer seltener wurden seine Reisen und immer kürzer seine Besuche der kunst- und bierberühmten Residenz, und als gar im Jahre 1878 der Pfarrer

Möbdeke starb und dessen Witwe mit ihren drei Söhnen allein stand, da siedelte Wilhelm Busch ganz und gar in das Heimatnest über, um sich mit seiner Schwester Fanny in die Sorge für ihre Kinder zu teilen. Auf seine Kosten wurde das Wiedensahler Pfarrwitwenhaus freundlich und wohnlich neu hergerichtet, und selten, ganz selten kroch nun noch der Dachs aus dem Bau. „Mit ein paar Angehörigen, die ich liebe,“ heißt es in einem Briefe an Paul Lindau, „wohne ich längst in äußerster Bescheidenheit,

verknüpft mit der Erwartung, so leicht nicht erwischt zu werden, an den Grenzen der Welt, wo das Getöse der großen Maschine nur noch gedämpft brummend zu hören ist; und sind auch Wald, Wiesen und Feld für strebsame Publizisten kaum die geeigneten Spielplätze, so findet doch derjenige, dem's taugt, daselbst umso

Feldern lag. Tageszeitungen, Zeitschriften und gute Bücher, Pinsel und Palette schützten ihn vor der Gefahr der Versimpelung, aber ob es ihm trotzdem „getaugt“ hat, dies gleichförmige, abwechslungslose Selbsterleben mit seiner nur zwei Jahre jüngeren Schwester?



Und eilt mit brennender Havannah
Zum Schimmelwirt zu der Susanna.
Hier in des Gartens Lustrevier
Trinkt er so zwei drei vier Glas Bier.

Aus „Maler Kleffel“. (Fr. Bassermannsche Verlags-Buchhandlung in München; zu S. 42)

Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut,

philosophierte er zwar in einem vermutlich auf diese Wiedensahler Einsiedelei gemünzten Gedichte (S. 46), aber wir hören doch auch von den nächsten Verwandten, daß er allmählich so einsüßig ward und sich langsam so vollkommen eingrübelte, daß seine Stimmung beängstigend wurde und die ihm

wahrscheinlicher die Gelegenheit, sich in aller Stille ein wenig die Seele zu schneuzen.“

Zwei Jahrzehnte hindurch hat er in seiner selbstgewählten Zurückgezogenheit im stillen Dörflein seiner Kindheit gehaust, ohne direkte Fühlung mit der geräuschvollen Welt, die da irgendwo hinter den Wäldern, Wiesen und

Nahestehenden ernstlich erwogen, ob es nicht ratsam oder gar notwendig sei, dieser zumal in den langen Wintern unfählich öden Zurückgezogenheit ein Ende zu machen. Man trat dem Gedanken näher, nach Bückeburg zu ziehen, nach Celle oder nach Wolfenbüttel, wo Buschs Bruder Gustav eine Konservenfabrik besaß und wo er selbst früher gerne geweiht und gemalt hatte, aber immer blieb's wieder bei Wiedensahl. Bis 1898 Otto Nöldke,



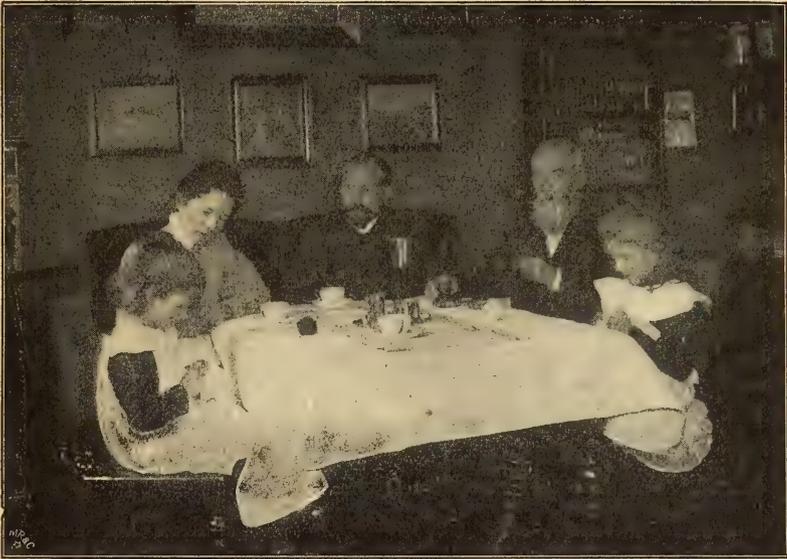
☒ Wilhelm Busch. Aufnahme zum 70. Geburtstag

☒ er sich beschaulich „ins selbstbewusste

Sein“ zurückgezogen hatte, umso mehr aber kam er in all seinen Büchern zur großen Welt. Und wie ihn diese bei Lebzeiten mehrfach gestorben sein ließ, so ist er jetzt, da ihn wirklich die kühle Erde des kleinen Mechts-hausener Kirchhofes deckt, für die Welt so lebendig wie jemals. Man hält ihn nicht mehr für den bloßen Späsmacher, der er im Anfang seiner Künstlerlaufbahn zu sein schien, sondern man würdigt ihn heute als lachenden Philosophen, der das Leben des Homo sapiens, speziell der Philister und Spießbürger benamseten Untergattung, in Bild und Wort

der jüngste der drei Nissen, von seiner ersten Pfarrstellen nach Mechtshausen am Harz versetzt wurde und die beiden vereinsamten Alten aus Wiedensahl zu sich herüberzog. Dort hat Wilhelm Busch dann das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbracht, geliebt und vergöttert von allen, die um ihn waren; und ist dort auch friedlich hinübergeschlummert ins große Vielleicht eines besseren Jenseits, ein stillzufriedener Erdenpilger, dem das Schicksal gewährt hatte, was er von ihm wollte.

Die große Welt kam nicht zu ihm in seine Klausur, seitdem er sich beschaulich



Wilhelm Busch im Verwandtenkreise

gleichsam auf kurze, treffende Formeln zu bringen wußte, der uns das Leid der Welt, wie es in einem feinen poetischen Nachrufe Fritz v. Ostinis hieß, im hohlen Spiegel zeigte, weil er den bitteren Kern dieses Erdenlebens zwar kannte, im tiefsten Grund seiner Seele indessen trotz allem ein Freier und Fröhlicher war.

„Lachen ist mir ein Ausdruck relativer Behaglichkeit. Der Franzl hinterm Ofen freut sich der Wärme umso mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die



Fanny Nöldke, Wilhelm Buschs Schwester
Nach einer Photographie

rötlichen Hände pustet. Zum Gebrauch in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehanfeln genommen. Man kann sie auch besser herrichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will. Gut schien mir oft der Trochäus für biedereres Reden; stets praktisch der Holzschnittstrich für stilvollheitere Gestalten. So ein

Der Einsame.

Wenn niemand ist, der hat es gut,
Wohl können es, der ihn wird gut.

Es steht in seinem Lebenskreis
Kein Hirn, kein Mund und kein Fieber,
Und niemand giebt ihm weile Taten,
Die gut gemacht sind bei der Form.

Der Welt unbewusst, geht er still
Im Stillen ab, wenn er will.

Keine im Stillen erachtet er
Langen der ganzen Zeit immer.

Er kann kein verblühtes Wort,
Denn verliert er nicht ein nie Trol.

Geführt er seinen Geist und Sinne,
Denn er sich selbst die hohe Fäden.

Liebt er Musik, so darf er flöten,
Und angucken die Zeit zu hören,
Und laut und kräftig darf er sprechen,
Und ohne Rindheit darf er sprechen,
Und abgemessen ungerade man hören.

Nein unbekannt fange und fahre:
Wohl, hat er noch? Er sperren soll,
Ich darf nicht, er weiß das.

Kein, abgesehen vom Thronen,
Liest sie das Glück nicht schon mehr.

Wohin er auch der Zeit gewiß:
Wenn niemand ist, der hat es gut.

W. B.

Konturwesen macht sich leicht frei von dem Gesetze der Schwere und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, eh' es uns weh tut. Man sieht die Sache an und schwebt derweil in behag-



Wilhelm Busch. Aufnahme aus seinen letzten Jahren von Hans Müller-Brauel in Beven

lichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der gar so naiv ist.“ Kurz und treffend hat er sein Werk und sich selbst so gekennzeichnet. „Man denkt sich halt“ — heißt es in dem Begleitgedicht zu der am 75. Geburtstage Buschs erschienenen Jubiläumsausgabe der „Frommen Helene“ —:

Bewaffneter Feind:

Quay unerschrocken, an einem Feind,
Sind sich beugend nicht und Feind.
Halt, nicht der Feind, die Körperkraft.
Tausend die der Feind, der Feind nicht.
So nicht der Feind, der Feind nicht,
Und nicht die Feind, der Feind nicht,
Der immer noch gewartet geht?
Der Feind, der Feind, der Feind,
Der Feind, der Feind, der Feind.
Der Feind, der Feind, der Feind.

W. B.

Die Welt, obgleich sie wunderbar !
Ist gut genug für dich und mich .

Willy Busch

München 21/Januar 1904

Aus dem Stammbuch von Hans Müller-Brauel

Man denkt sich halt: Es ist ja Phantasie, | Wenn Biederleute, die allhier auf Erden
Ein Puppenspiel. Wir täten so was nie. | Geruhig leben, recht gehudelt werden,
Und eben dies macht uns ein Hauptvergnügen, | Daß sie vor Ärger fast die Kränke kriegen

Wirklich, es ist so. Wir alle, die seine Bilder Geschichten so gern in
die Hand nehmen, sind Franzln am warmen Ofen, denn wir alle schmungeln

vergnügt in be-
haglichem Selbst-
gefühl, wenn der
direkt aus der Hei-
delbeerkompott-
schüssel kommende
Hans Hucklebein
der Tante über
die frischgebügelte

Wäsche läuft,
wenn Fipps der
Affe dem Bauern
das Ohr mit der
glühenden Brenn-
schere kräufelt
(S. 39) oder den
sich vor Schmerz
krümmenden Re-
ger am Nasen-
ring hinter sich
herzieht, wenn
Meister Zwiel
nach durchkneipter

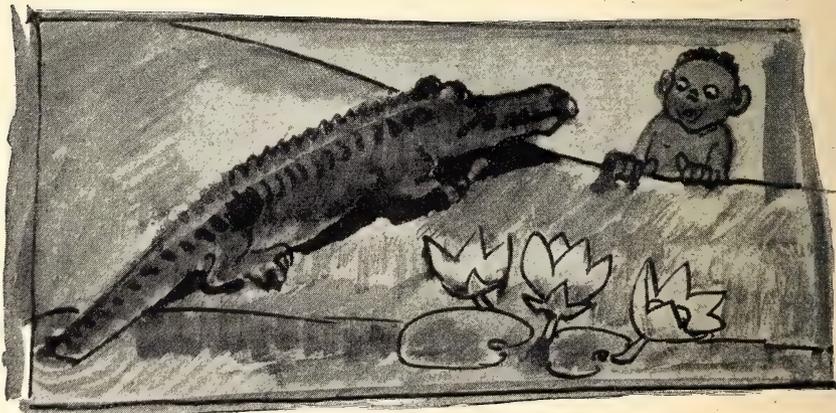
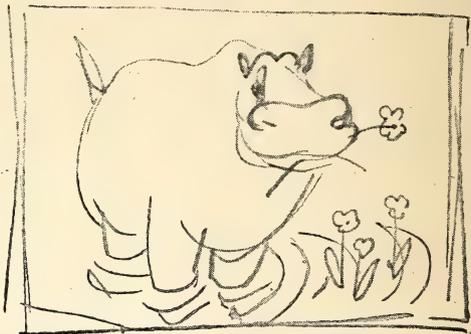


Buschs Schwester Fanny Nöbels. Bleistift-
zeichnung von Wilhelm Busch

Nacht auf der Re-
gentonne zu Eis
erstarrt (S. 38),
und der Bauer
Bunke sich statt
ins Bett in den
weichen, aufge-
henden Brotteig
legt; wenn im
„Geburtstag“ die
Ehrenkutsche des
langen Korte mit
Stinkels faulen
Eiern verunglückt
und die Ehren-
jungfern „in Ei-
gelb merklich ein-
gehüllt“ aus der
Kutschenpforte
heraussteigen,
oder wenn sonst
eine der Busch-
schen Gestalten

18

93



Entwürfe zu den Bildern „Prosit Neujahr!“, „Das Nilpferd“ und „Unverhofft“
in „Sternach“. (Lothar Joachim Verlag in München; zu S. 13 ff.)

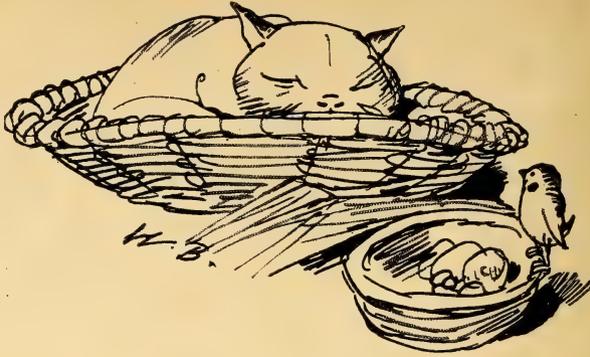
den Teufelshumor des auf Bosheit und Tücke sinnenden Objekts, um mit Bishers Auch Einer zu reden, am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Die „allgemeine Tendenziosität und Animosität des Objekts“ ist bei Busch auf den Gipfel gesteigert, das Unglück schreitet schnell bei ihm, und die verzwickten, qualvollen Zwangslagen, in die er die hundert und aberhundert Helden und Heldinnen seiner Geschichten geraten läßt, sehen sich überaus lustig an für den unbeteiligten Zuschauer, aber sie erleben sich schlecht.

Blut ist für Busch kein besonderer Saft, denn es fließt oft und ergiebig, und der Tod hält in seinen Bildererzählungen nicht nur eine gleich große Ernte wie in den verflossenen wilden Romanen der Hintertreppe, es ist obendrein gar nicht selten ein ausgefucht schrecklicher, peinvoller Tod, dem die Opfer anheimfallen. Max und Moritz werden zur Strafe für ihre Streiche wie Korn zerschrotet, und „sogleich verzehret sie Meister Müllers Federvieh“; die fromme Helene verbrennt in der Bezechtheit bei lebendigem Leibe, nachdem die Lampe, „gefüllt mit dem Petroleum“, auf sie gestürzt ist, während ihr Ehegatte sich jämmerlich an einer Gräte zu Tode hustet:

Er hustet, bis ihm der Salat
Aus beiden Ohren fliegen tat;

Altstudie. Zeichnung. Aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“. (Verlag von F. Gansfstaengl in München; zu S. 11 f.)



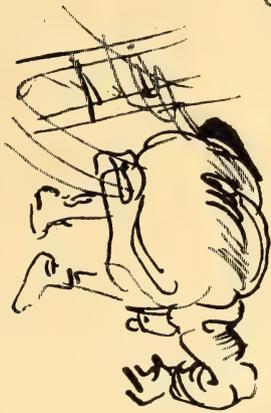


Studienzeichnung aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“. (Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

die kühne Müllerstochter tötet drei Räuber, indem sie den ersten unter dem Mühlstein zerquetscht, den zweiten sich „wie Rollenknaster“ auf die Welle des Mühlrades wickeln läßt und den dritten mit dem Hals in die Goldtruhe klemmt und sich dann mit dem ganzen Gewicht ihres rundlichen Körpers auf den Deckel setzt; die bösen Buben von Korinth werden „plattgewalzt wie Kuchen sind“ vom großen Faß des Diogenes (S. 17), dem Eispeter und anderen geht's wie dem braven Zwiel, sie frieren zu unförmlichen Eisklumpen zusammen, und der verzweifelte Monsieur Jacques läßt während der Belagerung von Paris seine eigenen Stiefel und sprengt sich selbst gegen die Stubendecke.



Kaufende Zecher. Zeichnung. Aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“. (Verlag von Franz Hanfstaengl in München; zu S. 11 f.)

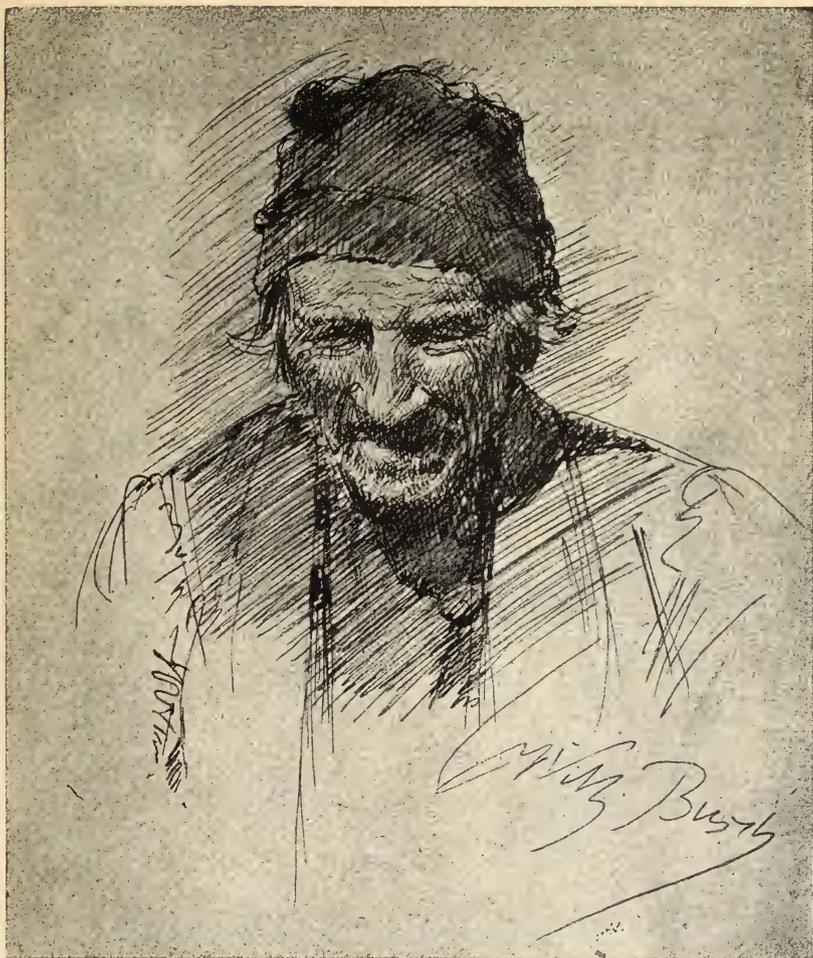


W.B.

Mit ganz besonderer Vorliebe (aber auch mit besonderer Virtuosität!) zeichnet Busch tolle Tumultszenen, bei denen Menschen, Tiere und leblose Gegenstände wild durcheinander stürzen, oder heftige Raubgereien zwischen etwelchen feindlichen Brüdern, die sich in ganzen Wilderfolgen mit allerlei tückischem Kampfgerät auf den Leib rücken. Die dem „Geburtstag“ entnommene Probe auf S. 35 ist noch ein harmloser Fall gegen andere, bei denen Körperverletzungen mancherlei Art an der Tagesordnung sind. Da sausen Besen und Stöcke, fliegen Bierseidel durch die Luft, spießen Mistgabeln und Degenspitzen, gehen Schußwaffen los und entleeren sich große und kleine Gefäße mit nicht immer harmlosem Inhalt; es muß schon ein Wunder geschehen, wenn die Beteiligten heil aus dem Tohuwabohu hervorgehen sollen.



Die ersten Gehversuche. Studienzeichnung aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“. (Verlag von Franz Hanfstaengl in München; zu S. 11 f.)



Alter Bauer. Zeichnung. Aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“. (Verlag von Franz Gansstaengl in München; zu S. 11 f.)

Dennoch macht es uns Spaß, dieses tolle, dramatische Geschehen; dennoch schmunzeln wir selbst bei der abgefeimtesten Grausamkeit! Wie ist das möglich? Nun, weil der goldene Humor Wilhelm Buschs jede peinliche Wirkung von vornherein ausschließt; weil seine Verse das entsetzliche Geschehnis mit geradezu teuflischer Sachlichkeit und Teilnahmllosigkeit feststellen, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge der Welt, und dadurch unweigerlich ein befreiendes Lachen erzeugen; vor allem aber, weil der Verfasser nie klein und philisterhaft mitten drinsteht in seinen Bildererzählungen, sondern jederzeit über ihnen, weil er als Philosoph mit



Studie aus: „Buschs künstlerischer Nachlaß“ (Verlag von F. Hanffstaengl in München; zu S. 17)

gereifter Lebensanschauung das tragikomische Einzelpoch seiner Helden und Heldinnen durch eine glückliche Wendung zur Tragikomödie des Menschen überhaupt zu erheben versteht. „So starben die drei ganz unverhofft,“ heißt es z. B. am Schlusse der „Kühnen Müllerstöchter“ —

O Jüngling, da schau her!
So bringt ein einzig Mädchen oft
Drei Männer ins Malheur!

Ich möchte den Leser kennen lernen, der angesichts dieser erlösenden Schlußverse nicht den Genuß der dreifachen graufigen Moritat mit einem vergnüglichen Lächeln bescheinigte.

Es ist ein vergebliches Unternehmen, den Buschschen Humor definieren und analysieren zu wollen, weil seine Wurzeln zu tief in der reichen Persönlichkeit des trotz (oder vielleicht auch gerade wegen) seiner Einfiedelei so abgeklärten Lebens- und Menschenkenners steckten. Paul Lindau hat es in „Nord und Süd“ einst versucht, und die „unverdient lebenswürdige Vivisektion des Karnickels“ hat dem Meister viel Spaß gemacht. Geglückt aber war ihm sein Vorhaben trotzdem nicht, so wenig es jemals gelingen wird, Wilhelm Busch als Philosophen unter eine Formel zu bringen. Immerhin hat Lindau das Verdienst, als Erster ausführlich auf die mancherlei Eigenheiten in Stoffwahl und Vortragsweise unseres Humoristen verwiesen und dadurch zum kritischen Lesen seiner lustigen Bücher den Anstoß gegeben zu haben.

Die auffallendsten Besonderheiten sind schon erwähnt worden: seine Vorliebe für qualvolle Lebenslagen und seine im schärfsten Gegensatz dazu

stehenden erschreckend sachlichen Verse. Der im furchtbaren Flammentod endenden frommen Helene widmet er in größter Gemütsruhe den schaurigen Nachruf:

Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen —

(S. 30), die Geschichte Hans Hucklebeins, der sich in Strickwolle verheddert und darnach, vom Tisch gleitend, aufhängt, schließt mit den Worten:

Die Bosheit war sein Hauptpläsier,
Drum, spricht die Tante, hängt er hier —

(S. 28), und Frau Zwiel in den „Haarbeuteln“, die in der Morgenfrühe ihren ganz Eis gewordenen Mann auf dem Regensaß sitzen sieht, während sie gerade mit der Milchfrau verhandelt (S. 38), findet sich mit dem Familienverhängnis in folgender Weise ab:

„Schau, schau,“ ruft sie, in Schmerz versunken,
„Mein guter Zwiel hat ausgetrunken!
Von nun an, liebe Madam Pieter,
Bitt ich nur um ein viertel Liter.“

In schroffem Gegensatz zu dieser haarsträubenden Nüchternheit und Gefühllosigkeit finden wir häufig ein ganz falsch angebrachtes Pathos, wofür u. a. die Einleitung zur „Frommen Helene“:

Wie der Wind in Trauerweiden
Tönt des frommen Sängers Lied usw.

oder die bekannte Klage der Witwe Bolte über ihr von den bösen Buben gemordetes Federvieh ein sehr lustiges Beispiel ist:



Studie aus: „Busch's künstlerischer Nachlaß“ (Verlag von F. Hansstaengl in München; zu S. 17)

Fließet aus dem Aug', ihr Tränen!
 All mein Hoffen, all mein Sehnen,
 Meines Lebens schönster Traum
 Hängt an diesem Apfelbaum!

Oder der Dichter stellt umständliche wissenschaftliche Betrachtungen an,
 wenn jemand vom fürchterlichsten Zahnweh geplagt wird:

Das Zahnweh, subjektiv genommen,
 Ist ohne Zweifel unwillkommen;
 Doch hat's die gute Eigenschaft,
 Daß sich dabei die Lebenskraft,
 Die man nach außen oft verschwendet,
 Auf einen Punkt nach innen wendet usw.

oder wenn jemand nach einem unerwarteten Backenstreich verduzt in die Welt
 schaut — „anstatt sich erst mal solche Sachen in aller Ruhe klar zu machen“:

Hier frogt die Backe voller Saft,
 Da hängt die Hand, gefüllt mit Kraft.
 Die Kraft, insolge von Erregung,
 Verwandelt sich in Schwungbewegung.
 Bewegung, die im schnellen Blitze
 Zur Backe eilt, wird hier zu Hitze.
 Die Hitze aber, durch Entzündung
 Der Nerven brennt als Schmerzempfindung
 Bis in den tiefsten Seelenkern,
 Und dies Gefühl hat keiner gern.
 Ohrseige heißt man diese Handlung,
 Der Forischer nennt es Kraftverwandlung.

Der anspruchsvolle Vortrag von Alltagsweisheiten, die mit würdevoller
 Philosophenmiene verzapft werden:

Also lautet ein Beschluß,
 Daß der Mensch was lernen muß

Liebe — sagt man schön und richtig —
 Ist ein Ding, was äußerst wichtig .

Bater werden ist nicht schwer,
 Bater sein dagegen sehr

Musik wird oft nicht schön gefunden,
 Weil sie stets mit Geräusch verbunden usw.

die Einkleidung von Binsenwahrheiten und Gemeinplätzen in die Form
 prunkvoller, beinahe gelehrt klingender Sprüche:

Enthaltbarkeit ist das Vergnügen
 An Sachen, welche wir nicht kriegen

Das Gute, dieser Satz steht fest,
 Ist stets das Böse, was man läßt



Das Pfarrhaus in Nechtshausen. Aufnahme von Theodor Reinhard in Gildesheim
(Im ersten Stock das mittlere Fenster das des Arbeitszimmers, die beiden rechts daneben die des
Sterbezimmers von Wilhelm Busch)

der ängstliche Vorbehalt in der Aufstellung solcher Alltagsweisheiten, als ob etwa Widerspruch zu befürchten wäre; die Einschränkung ihrer Allgemeingültigkeit durch Einfügung von „bisweilen“, „mitunter“, „oftmals“, „meistens“ usw.; die umständliche Beschreibung der einfachsten Dinge von der Welt mit „erstens, zweitens, drittens“ oder „einstenteils — andernteils“; die außergewöhnlich häufige Anwendung klangmalender Worte, wie in den vielzitierten Versen:

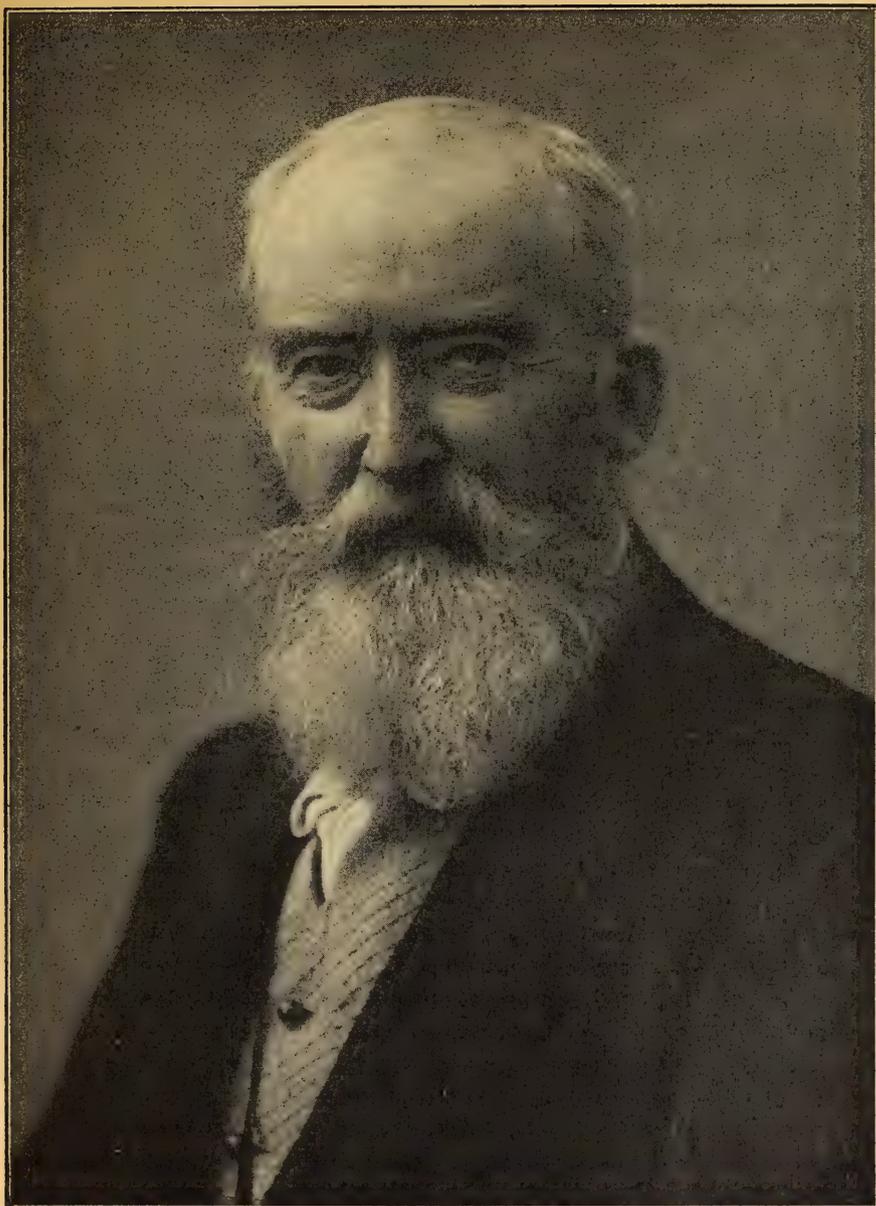
Ach! — Die Venus ist verdü —
Klickeradoms! — von Medici! —

all das sind schon von Lindau aufgespürte äußerliche Mittel und Besonderheiten des Buschschen Humors, die uns auf Schritt und Tritt in seinen Werken begegnen, von denen wir aber beileibe nicht annehmen dürfen, daß sie der Dichter gewissermaßen absichtlich nach einer Art Schema oder Rezept immer neu vor uns austrame. Im Gegenteil: „stets findet Überraschung statt, wo man es nicht erwartet hat.“ Der Kern seines Humors liegt viel tiefer, oder richtiger noch: es gibt überhaupt keinen Kern und kein äußeres Drumherum in der Schöpfung des Dichters. Von seinem Humor gilt dasselbe, was Goethe von der Natur einst erklärte: er hat, wie er ist, weder Kern noch Schale, alles ist er mit einem Male. Man fühlt seine Schlagkraft, seine zündende Wirkung; man verzieht unwillkürlich

die Lippen zum Lächeln, ohne daß man den eigentlichen Grund dafür angeben könnte. Angewandte Philosophie ist er, die ein in Schopenhauers Fußstapfen wandelnder, mit allen Bitternissen und Rummernissen der Welt und des Lebens vertrauter, in innerster Seele aber trotz allem frisch-frei-fromm-fröhlich gebliebener neuer Demokritos lächelnden Mundes zum besten gibt.

Von dem, was Paul Lindau und andere liebevoll in den Versen Buschs an charakteristischen Zügen aufspürten und gleichsam für Absicht, Absichtlichkeit des Verfassers erklärten, hat dieser selbst bei der Schöpfung der Werke bewußt ganz gewiß keine Ahnung gehabt. Auch diese äußeren Mittel und Eigenheiten des Buschschen Humors waren unwillkürliche Ausschwitzungen wie Bisam und Moschus, intuitive Eingebungen, die nicht erst gesucht oder erfunden zu werden brauchten, weil sie sich ganz wie von selbst immer einstellten, wo sie am Platze waren. Vierzig Jahre nach seinem Artikel in „Nord und Süd“ hat Paul Lindau in seinen Erinnerungen zurückgegriffen auf die Entstehungsgeschichte seiner damaligen Ausführungen. Die kleine Debatte zwischen ihm und dem Meister, die 1877 in Lenbachs Münchener Atelier jenen Aufsatz veranlaßte, ist, wie mich dünkt, so bezeichnend, daß wenigstens die Hauptsache daraus einem weiteren Kreise von Buschverehreern bekannt zu werden verdient.

Die Unterhaltung drehte sich um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer täuschenden Nachahmung Buschs sowohl dichterisch als auch zeichnerisch. Der Meister selbst hielt die Möglichkeit nicht für gegeben: „Wer mich in Wort und Bild so nachahmen könnte, daß er einen vernünftigen Dritten täuscht, brauchte nicht nachzuäffen, der könnte mehr als ich.“ Er gab zwar zu, daß es meisterhafte Gemäldekopien gäbe, die sogar Kenner mit den Originalen verwechseln könnten, aber niemals vermöge ein Nachfolger so in das Wesen seines Vorgängers einzudringen, sich dessen Eigenart so völlig einzuverleiben, daß er im Wesen und in der Eigenart des Vorbildes selbständig werde und zum Verwechseln ähnlich künstlerisch und geistig weiter zu schaffen imstande sei. Die Worte flogen hinüber, herüber, aber Busch ließ sich nicht überzeugen. „Bei Meistern von ganz großem Kaliber,“ meinte er schließlich, „mag der Versuch, das grob Sinnfällige nachzuahmen, vor Halbblinden allerdings mal gelingen; aber den möchte ich sehen, der dem simplen Humoristen von bescheidenem Format, der gar nichts Auffälliges an sich hat, eine Simpelei so nachmacht, daß er einen einigermaßen Feinfühligen über den Ursprung täuschen könnte. Der Nachbeter braucht ein Schema, das er dem Vorbilde entnimmt und an das er sich halten kann; er muß es sich aus der Analyse des Originals schaffen. Nun versuchen Sie einmal, mich zu analysieren! Sie werden sehen, wie bei dem ersten Scheidungsexperiment die ganze Geschichte verduftet und nichts mehr übrig bleibt.“ Er hat recht behauten — trotz Lindau.



Wilhelm Busch. Letzte Aufnahme nach dem Leben
Aufnahme des Ateliers Niedersachsen (Aug. Böhne) in Verden

Was von den Versen gilt, gilt in der Hauptsache auch von den Bildern. „Nur zu gern,“ heißt es in einem Briefe an Eduard Daelen vom Januar 1886, „betrachtet man den neckischen Zwist betriebamer Wünsche mit dem, was nicht so will; denn da man das Spiel durchschaut, da Verdruß und Ungeschick bei anderen sind, so fühlt man sich derweil an Leib und Seel' so angenehm gedockt, daß man lachen muß. Die Neigung, sich das vorerwähnte Vergnügen auch unabhängig von der nicht immer gefälligen Wirklichkeit zu verschaffen, liegt nahe. Man ruft ein bißel Kunst herbei. Da steht z. B. eine Windmühle, oder ein braver Onkel, oder eine freundliche Tante, oder ein heißer Ofen, oder eine Tabakspfeife, oder ein Knabe, der Vieles vorhat; und ein wahrhaft tugendsamer Mensch wär's, der nicht jeden dieser an sich harmlosen Stoffe als eine Quelle der allerpeinlichsten Konflikte zu benutzen wüßte.“ Busch war, wir wissen es, kein derart tugendsamer Mensch, und wir wissen nicht minder, daß das herbeigerufene „bißel Kunst“ ihn befähigte, mit wenigen Strichen die Menschen und Tiere, die er aufs Korn nahm, in Ruhe wie Bewegung so ausdrucksvoll und lebendig vor uns hinzustellen, daß wir ins Tiefste ihrer Wesensart schauen zu können vermeinen. Man braucht nur die Bilder des Lehrers Bokelmann in „Blisch und Blum“, Hieronymus Jobs auf der Kanzel (S. 32—33), das Liebesbriefkapitel in der „Frommen Helene“ (S. 31), den Bilderbogen „Der Partikularist“ usw. anzusehen, um das bestätigt zu finden. Virtuoso und geistvoll zugleich spiegelt Busch da mit einfachsten Mitteln den ganzen Menschen, mit all seinem Sinnen und Trachten, seinen Affekten und Leidenschaften. Nichts Menschliches war ihm fremd, aber auch nichts Menschliches gibt es, was er nicht darstellen konnte und dargestellt hat. Lachen und Weinen, Sanftmut und Tücke, Verwunderung und Erwartung, Freude und Schmerz, Schreck, Zorn, Grausamkeit — die ganze Stufenleiter der Gemütsbewegungen und Gefühlsäußerungen mit all ihren Übergängen hat er als Künstler heruntergespielt. Die fürchterliche Augenblickswirkung eines Magenbittern und das schmerzvolle Beinstrampeln eines Menschen beim Zahnarzt (S. 41) weiß er ebenso „impressionistisch“ und „futuristisch“ im Bild zu fixieren, wie die Läufe und Triller des tastengewaltigen Virtuosen und die Verwunderung seines ganz Auge und Ohr gewordenen Zuhörers (S. 19). Wir verstehen es, wenn er gegenüber seinen Verlegern immer von neuem über die Holzschneider klagt, die nicht begreifen wollen, „daß diese Sachen trotz aller anscheinenden Flüchtigkeit im Ausdruck höchst gewissenhaft sind“, wenn er zu einer einzigen Zeichnung Duzende von Studien machte, bevor sie seinem anspruchsvollen Künstlerauge genügte.

So wenig sich aber die Eigenart des Humors seiner Texte ergründen läßt, so wenig ist's möglich, den feinen Humor und die Trefflichkeit seines Stiftes mit Worten zu kennzeichnen. Man muß seine Zeichnungen



Die Grabstätte Wilhelm Buschs in Mechtshausen
Aufnahme des Ateliers Niedersachsen (Aug. Böhne) in Verden

Folgende Bände der Sammlung sind noch lieferbar:

Neue Bände in erweitertem Umfang:

Nr. 10.	Albrecht Dürer.	Von Prof. Dr. Hans W. Singer . . .	6.— M.
" 19.	Richard Wagner.	Von Prof. Dr. Ferd. Pfohl . . .	4.50 "
" 26.	Raffael.	Von Dr. Ernst Diez . . .	6.— "
" 35/36.	Friedrich der Große.	Von Dr. Max Hein . . .	3.20 "
" 43.	Königin Luise.	Von Dr. Herman von Petersdorff . . .	2.40 "
" 57.	Das Landhaus.	Von Regierungsbaumeister A. Wentscher .	2.20 "
" 60.	Goethes Faust.	Von Karl Streder . . .	5.— "
" 85.	Der Hausgarten.	Von A. Janson . . .	6.— "
" 86.	Thüringen.	Von A. Trinius . . .	6.— "
" 91.	Der Harz.	Von Gustav Uhl . . .	5.— "
" 104/105.	Goethe.	Von Johannes Höffner . . .	8.— "
" 140.	Hans Thoma.	Von Prof. Heinrich Werner . . .	5.— "
" 141.	Wilhelm Busch.	Von Carl W. Neumann . . .	6.— "
" 142.	Kino.	Von Dr. Max Pries . . .	2.40 "
" 143.	Ernst Moritz Arndt.	Von Dr. Erich Gälzow . . .	2.60 "
" 144.	Die Mark Brandenburg.	Von Erich Griebel . . .	6.— "
" 145.	Der Maler Karl Spitzweg.	Von Fritz von Ostini . . .	5.— "

Bisherige Ausgabe:

Nr. 12.	Luitpold, Prinz-Regent von Bayern.	Von Arthur Achleitner.	60 Pf.
" 32.	Millet.	Von Dr. E. Diez . . .	60 "
" 53.	Ernst Moritz Arndt.	Von Dr. R. Geerds . . .	60 "
" 58.	Der Große Kurfürst.	Von Dr. W. Steffens . . .	60 "
" 66.	Jord von Wartenburg.	Von Walter von Bremen . . .	60 "
" 102.	Nettelbeck.	Von Hans Caspar Starke . . .	60 "
" 113.	Salztammergut.	Von F. Brosch . . .	60 "
" 122.	Deutsche Heerführer im Weltkrieg.	Von O. Hoehsch . . .	60 "
" 124.	Das perfide Albion.	Von Alfred Geiser . . .	60 "
" 126.	Unsere Feinde unter sich.	Von Paul Weiglin . . .	60 "
" 134.	Die Seeschlacht vor dem Skagerrak.	Von E. von Hersfeld . . .	60 "
" 135.	Kaiser Franz Josef.	Von Richard Charutz . . .	80 "

Die nicht aufgeführten Bände fehlen. Neue Bände und neue Auflagen sind in Vorbereitung.

Auf die vorstehend angegebenen Preise wird für die Dauer der Teuerung auf dem Papiermarkt und im Druckereigewerbe ein Verlagsteuerzuschlag berechnet, der zurzeit 100% beträgt.

Preisänderungen vorbehalten.

